

Seit Corona
zurück auf der
Erdoberfläche,
entdecken wir
uns als
ortsgebundene Wesen.
Jetzt muss
Architektur
uns helfen,
hier und jetzt
zu leben.

Ludwig Hasler

ZÜRCHER BAHNHOFSTRASSE

2 0 2 1
POST CORONA. WAS NUN, LIEBE ARCHITEKTUR?



Brushed gold

Naturally inspiring.

Purity of design and craftsmanship.

2471-061 built-in mixer with wall-mounted round head shower and hand shower.

Explore the story vola.com/on-design

Follow us  [vola.denmark](https://www.instagram.com/vola.denmark)

VOLA AG - Showroom Bauarena

Industriestrasse 18 | 8604 Volketswil

+41 44 955 18 18 | sales@vola.ch | www.vola.ch

vola.com

I

INHALTSVERZEICHNIS



- 5 Editorial
- 6 Ludwig Hasler - Der Hinterfrager
- 12 Max Küng - Der Verwandelte
- 16 Iria Degen - Die Raumdeuterin
- 22 Stücheli Architekten - Die Schwungvollen
- 24 Studioforma Design - Die Weltgewandten
- 30 Vitra Campus - Die Kunstvirtuosen
- 32 Hansgrohe - Die Präzisen
- 34 Monoplan - Die Wertschöpfer
- 42 Hemmi Fayet - Die Zukunftsgestalter
- 68 m3 Architekten - Die Weitsichtigen
- 76 Wild Bär Heule - Die Menschenversther
- 82 Gabriela Traxel - Die Raumschneiderin
- 88 Michael Schiltknecht - Der Ahnungsvolle
- 92 Walde Immobilien - Die Visionäre
- 98 ADP - Die Sinnsuchenden
- 106 Matthias Seiler - Der Formpionier
- 110 Zwei Wealth - Die Vermögensarchitekten
- 114 Echtraum Architekten - Die Andersdenkenden
- 125 Zürcher Galerien und Museen

IMPRESSUM

HERAUSGEBER: Frank Joss Communications, Hauptseestrasse 117, 6315 Morgarten, joss@frankjoss.ch
CHEFREDAKTORIN: Larissa Groff, T +41 79 571 15 86, groff@frankjoss.ch
KONZEPT & ARTWORK: Frank Joss
ARTWORK: Lionel Buettner / KLAR
INSERATE: Frank Joss Communications
DRUCK: Ast & Fischer AG, 3084 Wabern
PATRONAT: Vereinigung Zürcher Bahnhofstrasse
COVERFOTO: © Patrizio Di Renzo

Jasmin, 49

Ahnt noch nicht, dass sie mit 62 in Frühpension gehen wird.

Sprechen wir über die Zukunft.
Mehr auf zkb.ch/pensionierung



Zürcher
Kantonalbank



D

QUO VADIS STADT UND ARCHITEKTUR IN POST-CORONA-ZEITEN? WELCHE DRAMATURGIE BRAUCHT DAS URBANE LEBEN?

Das ist das Leadthema dieser Ausgabe. Wahrlich ein Thema, das uns animiert nachzudenken, wie sich wohl die grosse und unsere kleinere Welt verändern werden. Corona ist eine Krise ohne Krieg und schreibt trotzdem täglich neue Heldengeschichten. Nun, Corona kann, wenn wir's gut machen, auch eine Chance für die Gesellschaft darstellen. Sie ist mitunter ein starker Appell, uns weiterzuentwickeln. Auch wenn die Pandemie uns auffordert, Distanz zu halten, gibt es da plötzlich Raum und Zeit, Nähe zu jenen Menschen zu suchen, die uns wichtig sind. Das eigenständige Denken über unser Tun und Handeln feiert eine kleine Renaissance.

Zeit zu haben für ein genaueres Hinschauen auf das Treiben unserer Welt, ist schon fast ein Privileg. Leisten wir uns den Luxus, einen Gedanken daran zu verlieren, wie es werden könnte draussen in der Stadt, drinnen in unseren vier Wänden und in der Seele. So sind wir auf die Strasse gegangen und wollten wissen, wohin sich die Stadt post Corona entwickeln wird. Wir haben mit Leuten gesprochen, die täglich am Puls des urbanen Lebens stehen: mit Städteplanern, Architekten, Immobilienentwicklern und Investoren. Bei Gedanken des Zürcher Philosophen Ludwig Hasler haben wir vertiefter hingeschaut. Es sind Gedanken, die in keinem Moment den Groove eines Oberlehrers haben, aber eine charmante Eindringlichkeit, die uns umgebende Stadtarchitektur mit kritischen Augen zu betrachten. Et voilà:

«Eine Zukunft der Architektur hat überall begonnen, wo das Soziale mit dem Privaten sich mischt. Wo die Trennung zwischen Privatleben und Arbeit und Geselligkeit fällt. Es entstehen durchmischte Parzellen. Besser statt schöner wohnen. Drei Generationen im selben Bau. Wohnungen mit flexiblen Grundrissen. Mit Joker-Zimmer. Gästezimmer zum Mieten. Dito Arbeitsräume. Küche für grössere Einladungen im Dachstock. Da folgt Architektur einer Dramaturgie, die das Leben schreibt. Sie erleichtert das Alltagsleben und belebt, bereichert es: durch Vielfalt, Reibung, Ergänzung. Erst recht, wenn es gelingt, Wohnen und Arbeiten zu verknüpfen - mit Agenturen, Läden, Restaurants, verschachtelten Büro- und Atelierflächen...»

Frank Joss, Herausgeber und Larissa Groff, Chefredaktorin



MENSCHEN SIND KEINE
REINEN GEISTER,
WIR ANTWORTEN AUF
SIGNALE DER
UMGEBUNG, PASSEN
UNSER SPIEL DEN
KULISSEN AN
ANIMIEREN SIE UNS,
LEBEN WIR AUF
WEISEN SIE UNS AB,
DÜMPELN WIR VOR
UNS HIN ODER RASTEN
AUS - ODER HAUEN AB

WIE EDELNOMADEN SESSHAFT WERDEN

Seit Corona zurück auf der Erdoberfläche, entdecken wir uns als ortsgebundene Wesen. Jetzt muss Architektur uns helfen, hier und jetzt zu leben.

Von Ludwig Hasler
Portrait photographed by Patrizio Di Renzo

Kürzlich noch sahen wir unseren Wohnort als Basislager, von da brachen wir auf, kaum hatten wir etwas Zeit, am Wochenende, im Urlaub, nach der Pensionierung. Unsere Sehnsuchtsorte lagen verstreut über den Planeten, Biken im Engadin, Safari in Botswana, Tauchen in der Südsee, Whisky-Trip in Schottland. Wir lebten wie Edelnomaden, schwirrten umher im grenzenlosen Horizont individueller Mobilität. War es das Glück von Weltbürgern - oder Eskapismus von Kleinbürgern? Hauptsache Tapetenwechsel?

Geben unsere eigenen Tapeten nicht genug her? Sie ziehen scharenweise Touristen an; Restaurants, Kultur, Shopping lassen kaum Wünsche offen. Warum wollen wir dann dauernd weg? Liegt es an uns? An der Stadt? Zu wenig Spielvarianten hier? Die Kulisse ist das halbe Theater. Sie entscheidet mit, welches Stück wir darin aufführen - Lustspiel, Trauerspiel, Schwank, Festspiel. Und - wer baut die Kulissen? Eben. Architekten ziehen nicht nur Bauhüllen hoch, sie basteln an unserer Lebensart, formen unser Rollenbild. Menschen sind keine reinen Geister, wir antworten auf Signale der Umgebung, passen unser Spiel den Kulissen an. Animieren sie uns, leben wir auf. Weisen sie uns ab, dümpeln wir vor uns hin oder rasten aus - oder hauen ab.

Leicht gesagt, Mobilität verliert die Selbstverständlichkeit. Das veranstaltete Leben auch. Bleiben die äusseren Freiheiten beschränkt, könnten wir die innere Freiheit reanimieren. Wie Kinder es tun. Die kommen von selbst nie auf die Idee, zum Spielen unbedingt mal nach Griechenland fahren zu müssen. Sie nehmen, was sie hier finden, Sand, Kieselsteine, Farbstifte - damit bauen sie eine ganze Welt, ihre Welt. Ähnlich könnten wir, nun nicht mehr Anhängsel des Veranstaltungskalenders, unser Leben selber veranstalten, aus uns heraus gestalten und nicht bloss als Endverbraucher unserer Lebenschance herumvagabundieren. Wir könnten

da, wo wir leben, zu bauen beginnen an etwas, das man «soziales Kunstwerk» nennt: ein Biotop unterschiedlicher Menschen, die genug davon haben, ihr Leben zu outsourcen, ihre Fantasie nur an Reise- und Konsumofferten zu hängen. Sie tun sich zusammen, mischen, was sie können, Tüchtigkeiten, Kunst und Arbeit; vielleicht entsteht so eine Welt, so frei wie die der Kinder, eine Welt mit neuer Währung: Sinn, Gemeinschaft, Erlebnis. Hier, in der Stadt, im Quartier.

Taugt die Stadt, wie sie ist, für so etwas als Bühne? Sicher braucht sie mehr Platz für Bewegung, mehr Spielraum für Begegnung; an vielen Orten bleibt heute unklar, für wen sie da ist, das muss offensichtlich werden: für die Menschen, die in ihr leben. Die brauchen auch mehr Grün fürs Durchatmen unbedingt, mehr Bäume auf Strassen, Plätzen, Fassaden. Wie Friedensreich Hundertwasser schon vor 50 Jahren schwärmte: «Die sterilen Wände der Häuserschluchten, unter deren Aggressivität und Tyrannei wir täglich leiden, werden wie grüne Täler, wo der Mensch frei atmen kann.»

Bei all den drängenden Debatten über Stadtgrün und Velostrassen wollen wir die Architektur nicht vergessen. Sie entscheidet letztlich, ob wir Edelnomaden hier sesshaft werden. Spricht sie mit uns? Spricht sie uns an? Ist sie überhaupt interessiert an uns? Wir Menschen mögen Umgebungen, in denen wir uns wiedererkennen, also Kulissen, an denen etwas sichtbar wird, das uns gleicht. Unser Körper zum Beispiel ist gegliedert, Kopf, Rumpf, Beine, auch steht überall etwas vor, Nase, Brust, Bauch. Da wir mit dieser Gliederung nicht allein bleiben wollen, suchen wir die Resonanz - und sympathisieren mit Fassaden, an denen Erker vorstehen, Fenster einliegen, Balkone abstehen. Da fühlen wir uns schon verstanden, also willkommen. An glatten Bauten gleitet unser Blick ab, wir finden nirgends Halt, sind

BEI ALL DEN
DRÄNGENDEN DEBATTEN
ÜBER STADTGRÜN
UND VELOSTRASSEN
WOLLEN WIR DIE
ARCHITEKTUR NICHT
VERGESSEN. SIE
ENTSCHEIDET
LETZTLICH, OB WIR
EDELNOMADEN HIER
SESSHAFT WERDEN.
SPRICHT SIE MIT UNS?
SPRICHT SIE UNS AN?
IST SIE ÜBERHAUPT
INTERESSIERT AN UNS?

verloren, wollen nichts wie weg. Der Mensch kann nicht nicht kommunizieren, laut Paul Watzlawick. Tönt abgedroschen, ist trotzdem wahr. Architektur muss mit uns kommunizieren wollen, sonst sind wir hier fremd. Die Bedingung aller Kommunikation aber ist: etwas Gemeinsames.

Warum ist es dann überall so glatt? Architekten sind meist mit edlen Motiven am Werk. Seit Adolf Loos (Ornament = Verbrechen, 1908) wollen sie uns von der Biederkeit befreien, den Mief, das Kleinkarierte, Beengende vertreiben, die Räume durchlüften, uns mit geometrischer Klarheit auf die Höhe der Zeit bringen - gegen die einlullende Idee einer Häuslichkeit, die sich als Etui weltflüchtiger Privatheit verstand. Bravo. Nur verlor irgendwann die menschenbeglückende Idee den realen Menschen aus dem Blick. Vieles, was um ihn herum hochgezogen wurde, macht ihn eher klein und platt, statt ihn gross in Freiheitslaune zu bringen: kubistische Klone, frei von Geschichte und Ortsgebundenheit, es herrscht formale Reduktion, räumlicher Minimalismus, Dominanz des Rechtecks. Welche Signale soll er da empfangen? Dass dies alles so schuhschachtelmässig zurückhaltend gebaut sei, damit er, ein sinnlicher Prachtmensch, sich ungehinderter entfalten könne? Die Botschaft kommt eher so an: Mach kein Theater, konzentrier dich aufs Wesentliche, lass dich nicht treiben, hier sind wir rational und funktional und effizient - sei du es auch!

Das drückt aufs Lebensgefühl, jetzt besonders, da wir uns nicht in ein malerisches Städtchen in Südfrankreich absetzen können. Dabei ist es kein Geheimnis, wie ein beliebtes Quartier, wie eine gut frequentierte Stadtstrasse gestaltet ist. Jan Gehl, ein dänischer Stadtplaner, hat das Tempo gemessen, mit dem die Leute durch ein Quartier gehen. Alle fünf Sekunden etwa sollte die Strasse eine Abwechslung bieten, dann flanieren die Leute gutgelaunt, es müssen keine

Sensationen sein, kleine Unterbrechungen genügen. Fehlen die, beschleunigen die Leuten den Gang, sie fühlen sich buchstäblich auf der Häuserflucht. Wir kennen es auch ohne Forschung. Es gibt auch hier Strassenzüge, da hält uns nichts, wir wollen nur weg aus der Monotonie. Wo wir hinschauen, signalisiert die Fassade: Weiter, Zwerg! Hier gibt es nichts zu sehen, nichts zu tun, was hast du hier überhaupt zu suchen? Was bildest du dir ein, es geht hier ums Business, verschwinde, du Loser.

Wir reden gern über Dichte, über Höhe von Architektur. Selten über deren Dramaturgie. Warum meiden wir bestimmte Strassen und verweilen gern auf anderen, in Zürich, in Solothurn, in Paris? Es liegt an der dramaturgischen Geste. Eingeladen fühlen wir uns auf Strassen, die uns wie ein Handlungsbogen umfassen, mit einem Anfang, einem Mittelstück, einem Ende. Die Strasse wird zur Geschichte, es passiert etwas, Passanten werden zu Akteuren, aufgefordert zum Mitspielen.

Ist es vielleicht das Missverständnis manch moderner Architektur: dass sie den Menschen überschätzt? Sie hält ihn für einen kleinen Gott, für ein souveränes Ich, das zur Form aufläuft, wenn ihm bloss alle Hindernisse aus dem Weg geräumt werden, wozu vor allem Vergangenheitslasten gehören; in der gediegenen Leere einer architektonischen Gesichtlosigkeit würde er erst recht Profil gewinnen, würde frei und kreativ aufspielen. Tatsächlich erfahren wir stets deutlicher: Das Vergnügen, stets zu sein, wie ich bin, ist bestenfalls anstrengend. Psychiater diagnostizieren ein massenhaftes Leiden am «Überdruß, sich immerzu selber sein zu müssen». Das «erschöpfte Selbst» verbraucht sich, wo es die eigene Mickrigkeit zum Mass seines Lebens macht.

Überfordert ist der Mensch auch in seiner Aussenbeziehung, wenn er stets selber der Erzähler sein soll. Soviel gibt sein Leben gar nicht her. Lieber will er was erzählt bekommen, auch von der Architektur, nicht immer nur kriegen, was er sich selber vorstellt. Er möchte gelegentlich Urlaub machen von sich, wegtauchen in andere Stories. Darum gehen wir ins Theater, da werden wir Gast in Geschichten, die nicht nach unserer Regie laufen, in Dramen und Komödien von Sophokles oder Dürrenmatt, in Opern von Puccini oder Dieter Ammann. Oder in Swiss Historic Hotels, als Gast in Gaststätten mit jahrhundertealter Tradition; die Häuser wirken besonders einladend, wenn man ihnen ansieht, dass sie schon einiges hinter sich haben. Seitdem fast alles Design ist, wird attraktiver, was gewachsen ist. Wo wir bei zeitgenössischen Bauten von Ratio schwärmen, von technischer Raffinesse und kühler Funktionalität, merken wir in diesen historischen Räumen: Atmosphäre ist wichtig! Empfindung! Intensität! Stil! Eleganz! Hier beschränkte sich Architektur nicht auf transparente Rechtwinkligkeit und riesige Fenster. Hier bauten Architekten auf örtliche Besonderheit, auf Sinn und Sinnlichkeit, sie wussten, wie man Menschen einen Ort einräumt, warum sie in Räumen geborgen sind, angeregt oder abgelehnt. Architektur als Meisterin irdischer Aufenthaltsqualität. Räume als Kunst, alle Sinne beisammen zu haben.

Nichts als Nostalgie? Ich bin nicht auf der Suche nach verlorenen Zeiten, eher nach Mustern, in denen Mensch und Architektur miteinander glücklich wurden. So wie alle Welt Mozart liebt oder Beethoven. Nicht, dass dann nur noch Mozart gespielt werden soll, bloss das nicht, doch der Geist darin, die Idee, die Denkart, damit liesse sich vielleicht auch heute prima arbeiten - mit komplett neuen Tönen. Und in der Architektur mit radikal erneuerten Form- und Materialsprachen - jedoch im Geiste dieser spürbar gelungenen Beziehung zwischen Baukörper und Mensch.

Wie das aussehen könnte? Ich bin kein Architekt, ich bin schnell überfragt. Ich kann nur wünschen. Wir Menschen sind, wie gesagt, Resonanzwesen. Wir möchten stabile emotionale Beziehungen zu Räumen und Architekturen. Wir suchen die Zwiesprache mit Bauten, die weder gesichtslos noch in sich selbst verliebt sind, sondern erkennbar und erlebbar für uns gebaut. Verstummt diese Resonanz, retten wir uns in «Resonanz-Oasen» (Hartmut Rosa), in Kitschwelten oder ins Online-Pseudoleben.

Eine Zukunft der Architektur hat überall begonnen, wo das Soziale mit dem Privaten sich mischt. Wo die Trennung zwischen Privatleben und Arbeit und Geselligkeit fällt. Es entstehen durchmischte Parzellen. Besser statt schöner wohnen. Drei Generationen im selben Bau. Wohnungen mit flexiblen Grundrissen. Mit Joker-Zimmer. Gästezimmer zum Mieten. Dito Arbeitsräume. Küche für grössere Einladungen im Dachstock. Da folgt Architektur einer Dramaturgie, die das Leben schreibt. Sie erleichtert das Alltagsleben und belebt, bereichert es: durch Vielfalt, Reibung, Ergänzung. Erst recht, wenn es gelingt, Wohnen und Arbeiten zu verknüpfen - mit Agenturen, Läden, Restaurants, verschachtelten Büro- und Atelierflächen...

Hier räumt Architektur das Leben nicht nur ein, sie inszeniert es. Sie wird zur Bühne fürs bunte Leben - und kommt bald an in der wunderbaren Welt der Kinder, in der nichts fehlt, weil alles menschlich Elementare da ist: Sinn, Gemeinschaft, Erlebnis.

WIR REDEN GERN ÜBER
DICHTER, ÜBER HÖHE
VON ARCHITEKTUR.
SELTENER ÜBER
DEREN DRAMATURGIE.
WARUM MEIDEN WIR
BESTIMMTE STRASSEN
UND VERWEILEN GERN
AUF ANDEREN, IN
ZÜRICH, IN SOLOTHURN,
IN PARIS? ES LIEGT AN
DER DRAMATURGISCHEM
GESTE.

EHRlich
GESAGT STELLE
ICH MIR DIE
WELT ZUM
ZEITPUNKT DES
URKNALLS
ZIEMLICH
UNGEMÜTLICH
VOR UND AUCH
IN DEN MEISTEN
DER FOLGENDEN
GUT
VIEREINHALB
MILLIARDEN
JAHRE.





Wandel

«Früher war alles besser.» Das sagte mein Vater gerne und oft, eigentlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Fuhren wir mit unserem senfgelben Toyota Kombi vom Dorf in die grosse Stadt (9000 Einwohner) und stautete sich irgendwo der Verkehr (und waren es bloss drei Autos vor einer roten Ampel), so sagte er kopfschüttelnd: Das gab es früher nicht. In den Nachrichten kamen Berichte über Umweltkatastrophen/Randale/Firmenkonkurse irgendwo auf der Welt: Das gab es früher nicht. Erzählte man ihm, dass der Besitzer des Sägewerks von seiner Frau verlassen worden war, da seine Frau sich entschlossen habe nun mit der Frau des Hühnerzüchters zusammen zu leben, so verdrehte er die Augen gen Himmel und sagte: Das gab es früher nicht.

Die Welt, sie wurde schlechter, von Tag zu Tag. Früher war eben alles besser. So war es und so würde es immer sein. Gut, in der totalen Konsequenz würde dies bedeuten, dass am allerbesten die Dinge beim Urknall gewesen sein mussten. Oder noch präziser: Davor. Ehrlich gesagt stelle ich mir die Welt zum Zeitpunkt des Urknalls ziemlich ungemütlich vor und auch in den meisten der folgenden gut viereinhalb Milliarden Jahre.

Dass früher alles besser war, das ist also eine Behauptung, die so wackelig ist wie ein Bambus-Baugerüst in der chinesischen Provinz. Und dass sie ganz und gar falsch ist, das wurde mir klar, als ich eine Kiste durchwühlte im Lagerraum der eben erst vergangenen Gegenwart: dem Keller. In der Kiste fand ich ein Foto. Es gibt wenige Dinge in meinem Besitz, die mich länger als zwanzig Jahre schon begleiten. Und zu den wirklich alten Dingen, den Artefakten meiner biographischen Archäologie quasi, gehören nebst meiner Sammlung von alten Nintendo-Spielen (Donkey Kong Jr. etcetera) ein paar Fotos und eines davon hielt ich in den Händen, im humorlos hellen Neonlicht des Kellers, und ich sagte, weil ich nicht anders konnte: «Ach...du...Scheisse.» Ich schätzte, das Foto ist dreissig Jahre alt. Darauf zu sehen vor dem elterlichen Hühnergehege ist meine damalige Freundin in einem apokalyptisch aprikosen- bis lachsfarbenen Wickelkleid und neben ihr stehe ich, mein rechter Arm um ihre Schulter gelegt. In den Händen hält sie ein wollknäuelgrosses Kätzchen, sie lächelt, ich grinse als müsste ich aufs Klo - so weit ist alles gut auf dem Bild, aber: Meine Frisur! Meine Kleidung! Ich musste mich setzen, im Keller, auf eine beinahe kippende Kiste. Am Allerschlimmsten: Die

bis über den Bauchnabel hochgezogene gürtellose Gummibund-Hose aus einem grün-gelb-rot karierten Stoff, den man nicht einmal für eine Picknickdecke verwenden sollte. Es musste Mode gewesen sein, damals. Noch einmal entfuhr es mir: «Ach...du...Scheisse.»

Zweifelsohne bin ich der Mann auf dem Foto. Aber es ist auch ein anderer. Es ist mein Ich vor dreissig Jahren. Und in diesen dreissig Jahren war viel geschehen. Zum Glück.

Die Mode ist der getragene Beweis dafür, dass früher nicht alles besser gewesen ist. Ganz und gar nicht. Die Mode könnte ein Beleg dafür sein, dass früher alles schlechter war und folglich heute alles besser ist? Nun ja, ich denke, die Wahrheit liegt irgendwo in der Mitte. Vor allem aber ist die Mode ein Beweis dafür, dass die Zeit vergeht und sich die Dinge verändern und wandeln. Und darauf kommt es an.

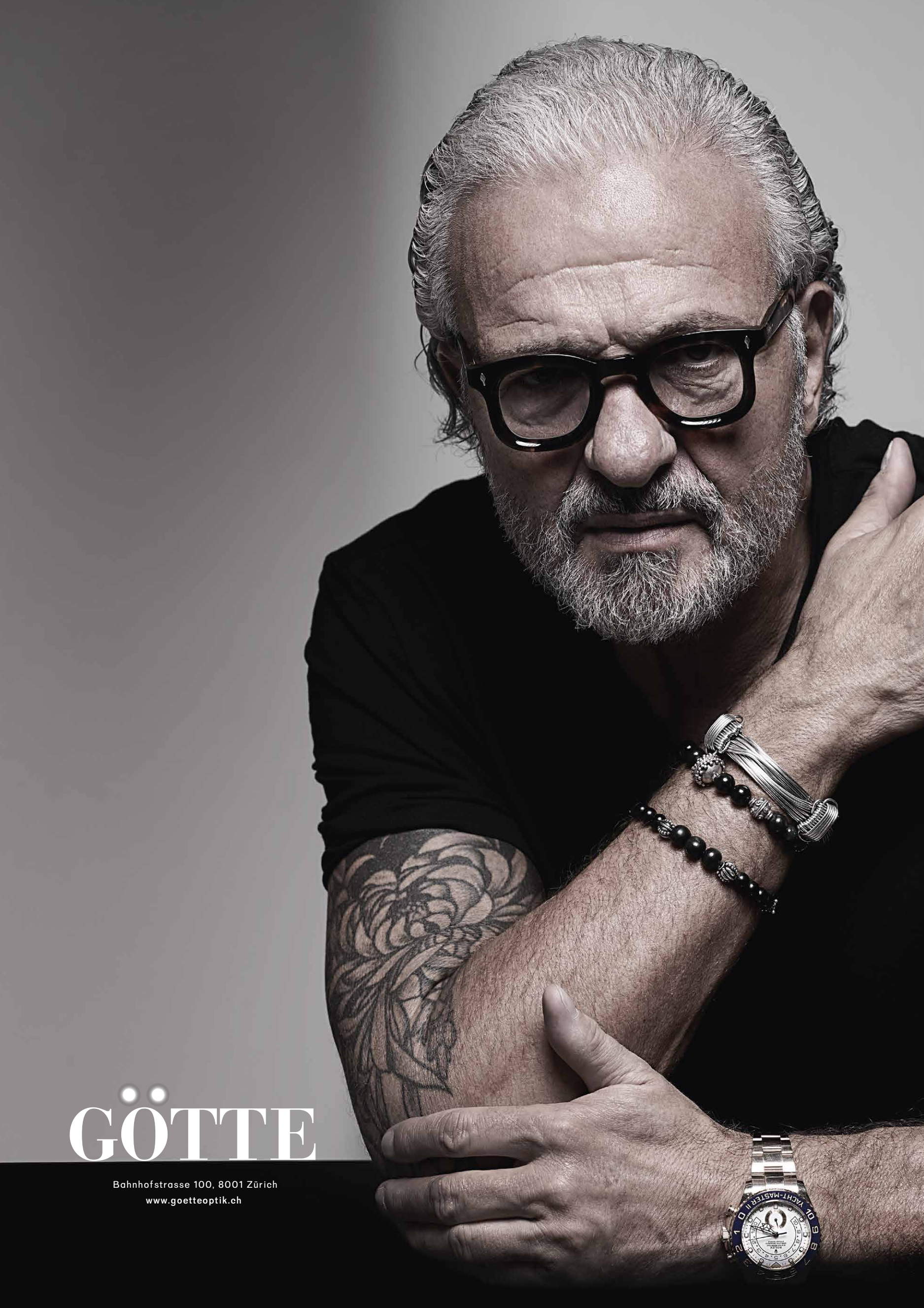
Max Küng

PS: Zu den Dingen, die früher wirklich besser waren, gehört der eingangs erwähnte Toyota Kombi, respektive dessen Farbe: Senfgelb. Ich frage mich manchmal, wohin all die Farben der Autos verschwunden sind und ob das flächendeckende Grau und Silber und Schwarz eventuell Ausdruck dafür sein könnte, dass die Menschen Angst vor der Farbe haben, also: Angst im Allgemeinen. Könnte sein.

PPS: Ich fahre auch ein schwarzes Auto. In Ermangelung einer schöneren Farbe.

PPPS: Wer scharf darauf ist, das Bild zu sehen, das Foto, von dem hier die Rede ist: Es findet sich auf Seite 184 des Buches «Buch N° 2», erschienen im Verlag Edition Patrick Frey, Zürich. Bald auch zu sehen auf der sich im Anflug befindenden Homepage www.maxkueng.ch

PPPPS: Eben erschienen: Max Küngs zweiter Roman «Wenn du dein Haus verlässt, beginnt das Unglück», Verlag Kein & Aber, 380 Seiten, ISBN 978-3-0369-5744-9.



GÖTTE

Bahnhofstrasse 100, 8001 Zürich
www.goetteoptik.ch





Götte.

Auch für den
Augenblick
der inneren
Schönheit.

A portrait of Iria Degen, a woman with long dark hair, wearing a black turtleneck sweater. She is sitting at a wooden table, with her hands clasped near her face. She is wearing a black watch and a black bracelet. The background is dark and out of focus.

Iria Degen

MY HOME IS MY OFFICE - ZU HAUSE IM BÜRO

Ich war nie eine Verfechterin des Homeoffice, konnte mir nicht vorstellen, meine 12 Mitarbeiter auf Distanz zu führen, ohne dass wir uns im selben Raum aufhalten. Ohne die Möglichkeit, uns jederzeit auszutauschen über all die Projektstränge, die bei uns parallel geflochten werden. Aber ich wurde eines Besseren belehrt: Es funktioniert, zwar anders, aber dennoch erstaunlich gut. Die Mitarbeiter kamen nur sporadisch ins Büro, wenn sie Materialmuster brauchten oder wir gemeinsam zu einer Baustelle fuhren. In der aussergewöhnlichen Zeit von Lockdown und Social Distancing haben wir sogar Projekte akquiriert, digital mit Präsentationsvideos oder per Telefonkonferenz. Zusätzlich durften wir grosse Projektphasen für internationale Hotelketten abschliessen. Alles ohne ins Flugzeug zu steigen, um sich vor Ort zu treffen. Hätte ich eine solche Entwicklung vor Corona für möglich gehalten? Nein.

EINE NEUENTDECKTE SYMBIOSE

Von Iria Degen
Portrait photographed by Patrizio Di Renzo

Ich wurde eines Besseren belehrt. Wir haben als Team sogar beschlossen, einige der neuen Angewohnheiten auch post-Corona beizubehalten, beispielsweise die 40 Prozent Home-Office-Flexibilität der Mitarbeiter. Wir haben die ungewohnten Umstände als Chance genutzt, um unsere internen Strukturen und Arbeitsprozesse zu optimieren.

Für mich persönlich hat sich - ausser im Bezug auf die Art der Führung, die digitalen Weiterbildungen mittels Telko-Programmen und die Schutzkonzepte - wenig geändert. Denn seit über 20 Jahren arbeite ich im Atelierhaus, in dem ich auch wohne - auf unterschiedlichen Etagen, aber dennoch im gleichen Gebäude. Der Zeitgewinn durch den wegfallenden Arbeitsweg war schon immer ein Vorteil - und jetzt ganz speziell in Zeiten von Lockdown und Homeschooling. Meine zwei Kinder adaptierten sich schnell. Sie richteten Arbeitstische in meinem Büro ein, fühlten sich integriert und zeigten sich äusserst produktiv. So verschmolzen Arbeit und Schule auf eine neue Art und Weise, weg von der organisatorischen Meisterleistung hin zum harmonischen Ganzen.

Dass meine sonst häufigen Auslandsreisen ausblieben, gefiel ihnen besonders. Wir genossen die Symbiose als Ausdruck einer ausgewogenen Work-Life-Balance, die wir dank Corona entdeckt hatten.

Angepasste Arbeitswelten

Interessanterweise durfte ich, passend zur aktuellen Situation, während des ersten Lockdowns ein Projekt in Zürich fertigstellen, dessen Konzept das Potenzial eines neuen Standards hat. Ein multifunktionales Office-Home, das wir für ein junges Finanz-Unternehmen umsetzten. Ein Büro, das auch als Teilzeit-Zuhause für Mitarbeiter dient. Einladend und gemütlich musste es daher sein. Unter diesem Dach sollte nicht nur gearbeitet, sondern auch gelebt werden. Wohnen und Arbeiten - die Grenzen verschmelzen und das in einzigartiger Atmosphäre.

Die Pandemie ist im Begriff, bestehende Arbeitsräume und -strukturen nachhaltig zu verändern. Gut durchdachte Innenarchitektur wird in Zukunft eine noch grössere Rolle in der Arbeitswelt spielen.

Bei privaten Projekten ist ebenfalls Umdenken angesagt. Es gilt, ideale Bedingungen fürs Homeoffice zu schaffen. Grosse, offene und lichtdurchflutete Räume waren in der Raumplanung stets gefragt. Wenn für das neue Bedürfnis nach Homeoffice weder eine Raumnische noch ein extra Zimmer mit Schiebetüre vorhanden sind, um in Ruhe zu arbeiten, kann mit Hilfe eines Paravents eine Arbeitsinsel geschaffen werden.

Geschlossene Räume werden aufgrund von Corona wieder wertgeschätzt: Ein Ort, wo man ungestört arbeiten kann, auch wenn die Kinder zu Hause herumtoben, gekocht oder Klavier geübt wird. Das ideale Setup für die zahlreichen Videokonferenzen, mit einem ruhigen Hintergrundbild und vorteilhaften Lichtbedingungen zu unterschiedlichen Tageszeiten will gut geplant sein. Diese Situation ist ein mittlerweile fixer Bestandteil unseres Alltags und es gilt, neue Standards zu schaffen, damit der Arbeits-Auftritt auch von zu Hause aus professionell erscheint.



Apartment, München / Fotograf Sorin Morar

DIE RAUMDEUTERIN



DER FOKUS AUF DAS INNERE

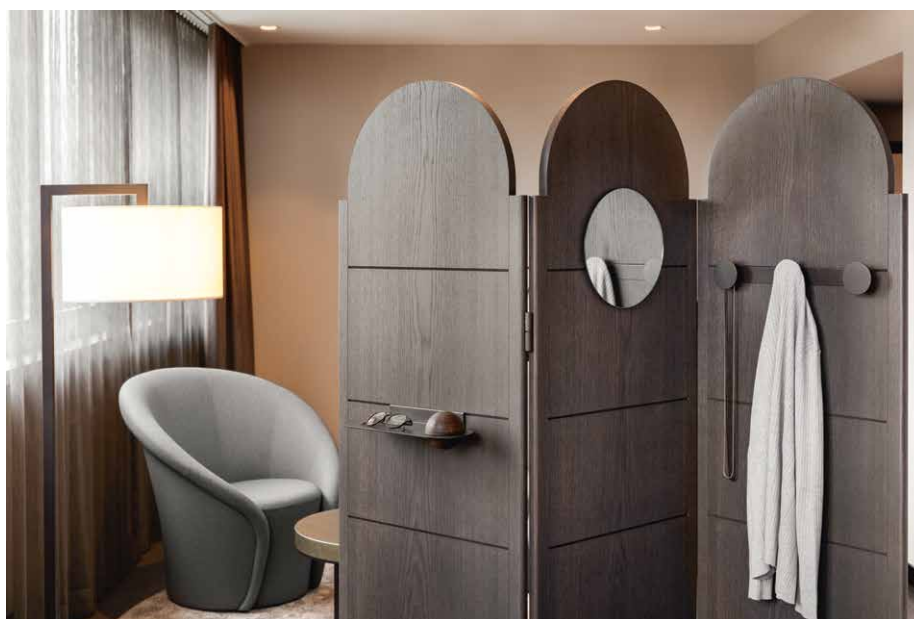
Erst auf zweitem Bildungsweg bin ich meiner Leidenschaft gefolgt, habe es nie bereut, diese damals als Juristin unkonventionelle Entscheidung getroffen zu haben. Mein Beruf ist für mich, speziell in der aktuellen Zeit, sinnstiftend und es erfüllt mich mit Stolz, mit meinem Team und meiner Innenarchitektur wesentlich zur Lebensqualität der Menschen beitragen zu können. So beispielsweise mit diesem aktuellen Projekt: Derzeit bearbeiten wir die gesamte Innenarchitektur eines grossen Kantonsspitals. Ausgerechnet während der Corona-Pandemie landete diese Projektanfrage auf meinem Tisch. Zufall? Wohl kaum. Wie wichtig es ist, tausende von Quadratmetern an Operationssälen, Behandlungsräumen, Abteilungen und Patientenzimmern zu definieren, muss man in Zeiten einer Pandemie niemandem erklären. Eine schnelle Genesung hängt eng mit dem Wohlbefinden des Patienten an eben diesen Orten zusammen. Solche stellen für mich einen wertvollen Beitrag an unsere Gesellschaft dar, das motiviert mich und macht glücklich.

Doch nicht nur im Spitalwesen hat sich der Blick auf die Architektur von aussen nach innen gerichtet. Wir alle verbringen viel mehr Zeit zu Hause. Nahe gelegene Ferienwohnungen verkaufen sich besser denn je. So manche haben während Corona ihre Terrasse aufgewertet, die Küche vergrössert oder exquisite Möbelstücke und Kunstwerke erstanden. Und was mir besonders viel Freude bereitet hat, sind die vielen Komplimente, die ich von meinen Privatkunden erhalten habe - sogar handgeschriebene Briefe und Fotos sind darunter. All die sorgfältig geplanten Details, die sie in dieser Zeit das erste Mal richtig wahrnehmen konnten, wissen sie jetzt so richtig zu schätzen: den bezaubernden Lichteinfall am Morgen, die Proportionen der Räume, die funktionalen Abläufe, die gemütliche Atmosphäre, die harmonische Abstimmung der Farben und Materialien, die Ruhe.

Genau das ist die Essenz der Innenarchitektur. Sie generiert Wohlbefinden, schafft ein neues Level an Lebensqualität - individuell vom Menschen und dessen Bedürfnissen ausgehend. Körper, Kleid, Raum.

Die Pandemie erteilt uns also eine wichtige Lektion: Sie hat uns die Qualität der Entschleunigung vor Augen geführt und uns Räume auf eine neue Art und Weise erleben lassen. Sie hat ein verändertes Bewusstsein geschaffen, unseren Blick wieder nach innen gerichtet. Zuhause ist dort, wo wir Ressourcen tanken, uns geborgen und sicher wohnen. Zuhause ist ein Gefühl. Ganz egal, ob wir diesen Ort «Home», «Office», «Home-Office» oder «Office-Home» nennen.

Paravant LOU LOU, R6 Kollektion



Iria Degen Interiors AG
Ackersteinstrasse 119
8049 Zürich
www.iriadegen.com



Apartment, München / Fotograf Sorin Morar

DIE RAUMDEUTERIN

Hyrock AG, Zürich / Fotograf Rainer Schär



GESCHLOSSENE RÄUME WERDEN AUFGRUND
VON CORONA WIEDER WERTGESCHÄTZT.
EIN ORT, WO MAN UNGESTÖRT ARBEITEN
KANN, AUCH WENN DIE KINDER ZU HAUSE
HERUMTOBEN, GEKOCHT ODER KLAVIER
GEÜBT WIRD.

DIE SCHWUNGVOLLEN



Michał Pietrusiewicz @ Stücheli Architekten AG

DAS MIAMI GLEICH UM DIE ECKE

Interview: Larissa Groff

Zelten im Tessin statt Städtetrip in Barcelona, lautet die Devise in Zeiten von Corona. Da kommt das Wohnhaus «Sorrento» gerade recht: Mit ihrem neuen Projekt wollen Stücheli Architekten ein Stück amerikanisches Ferienfeeling in die Dübendorfer Stuben bringen. Wir haben Mathis Tinner, einer der Partner des Zürcher Architekturbüros, einige Details zum geplanten zukunftsorientierten Wohnobjekt entlockt.

Ihr neuestes Projekt, Sorrento, bringt amerikanisches Flair nach Dübendorf. Was zeichnet das Gebäude aus?

Es war unsere Absicht, dem Bewohner des Sorrento durch die Architektur ein unverwechselbares Wohnerlebnis zu vermitteln. In Anlehnung an die Hoteltradition der 50er-Jahre in Miami besticht das Gebäude durch seine Eleganz, seine weisse äussere Farbgebung und die Hotelvorfahrt. Im Kontrast dazu sind die inneren, öffentlich zugänglichen Bereiche, in Anlehnung an A Bigger Splash« von David Hockney, farblich prägnant gestaltet.

Ein Stück Florida in Dübendorf: Wie fügt sich der geplante Bau in seine Umgebung ein?

Das Hochbord in Dübendorf ist geprägt durch eine heterogene Architektursprache. Im Rahmen des übergeordneten Gestaltungsplanes konnten wir mit der Stadt Dübendorf in einem iterativen Prozess mit allen Beteiligten die städtebauliche Setzung und die Gestaltung des Sorrento abstimmen, dabei hat auch die Landschaftsarchitektur eine bedeutende Rolle eingenommen.

Die vorgehängten Balkone sind besonders auffällig. In Zeiten von pandemiebedingten «Balkonien-Ferien» gewinnen diese ja wieder an Bedeutung. Welche Wohnbereiche werden aufgrund von Corona ebenfalls an Bedeutung zunehmen?

Wir dürfen uns derzeit vermehrt mit Kochen beschäftigen. So denke ich, dass die Küche und der Essbereich während Corona an Bedeutung gewinnen. Die auskragenden Balkone prägen nicht nur die Architektur des Sorrento; sie sind auch eine Erweiterung des Wohn- und Essbereichs und sozusagen ein zusätzlicher Raum.

Derzeit fehlt es uns vor allem an sozialen Kontakten. Gibt es im geplanten Gebäude Zonen der Begegnung?

Das Konzept des Sorrento ist einfach: ein Haus in einem Garten. Die gemeinsamen Einrichtungen als Teil der Landschaftsarchitektur spielen hier eine tragende Rolle.

Beschreiben Sie den typischen Bewohner des Sorrento Miami.

Die Bewohner des Sorrento sind jung oder jung geblieben. Die Wohnungen sind kompakt und bieten einen hohen Komfort. Es sind also Menschen, die das Privileg eines materiell befreiten Lebens zu schätzen wissen.

«Architektur sollte immer Ausdruck ihrer Zeit und Umwelt sein, jedoch nach Zeitlosigkeit streben.» Ein Zitat von Frank Gehry. Wird das Gebäude dieser Anforderung gerecht?

Gerade die Bauten von Frank Gehry sind aus meiner Sicht klar einer Entstehungszeit zuzuordnen. Die Formensprache ist allerdings universell und verständlich. So denke ich, dass auch das Sorrento mit seinem klaren Konzept und seiner Eigenständigkeit dieser Anforderung gerecht wird.

Derzeit befinden Sie sich im Planungsstadium. Gibt es allfällige Stolpersteine?

Durch die sorgfältige und vorausschauende Planung unser Auftraggebers, Mettler2Invest, und die offene und direkte Zusammenarbeit mit der Stadt Dübendorf konnten in einer sehr frühen Phase die Stolpersteine aus dem Weg geräumt werden.

Woher nehmen Sie Ihre Inspiration für neue Projekte wie dieses?

Inspiration ist ein grosses Wort; da bin ich vorsichtig mit meiner Antwort. Ich hatte das Privileg, auf unterschiedlichen Kontinenten zu arbeiten und zu wohnen, so kann ich auf die unterschiedlichsten Bildwelten und Erlebnisse zurückgreifen; da hole ich mir meine Inspiration.

Es ist die Zeit der Entschleunigung in unserer sonst immer schneller werdenden Welt. Ist der Drang zur Verlangsamung auch in der Architektur angekommen?

In der täglichen Arbeit des Architekten scheint derzeit eher das Gegenteil zu geschehen. Durch die Digitalisierung wird die Planung beschleunigt. Demgegenüber ist der Wunsch in der Gesellschaft nach Entschleunigung deutlich zu spüren. Hier kann und muss die Architektur durch innovative Konzepte einen Beitrag leisten.

Derzeit suchen wohl viele von uns nach einem kleinen Quäntchen Seelenheil. Kann Architektur uns glücklich machen?

Glück ist ein komplexer Begriff und sehr vielschichtig. Die Architektur kann sicher einen Beitrag leisten.

Zum Abschluss noch ein Zitat der amerikanischen Architektin Julia Morgan: «Meine Gebäude werden mein Erbe sein... Sie werden für mich sprechen, auch lange nachdem ich fort bin.» Welches Gebäude, das Sie in Ihrer bisherigen Karriere entworfen haben, würden Sie als Ihren Nachlass für die Gesellschaft bezeichnen?

Der Menschheit ein Erbe zu hinterlassen ist ein grosser Anspruch an sich selbst. Diesem persönlichen Druck setze ich mich nicht aus. Es macht mich glücklich, mit unseren Bauten einen gesellschaftlichen und nachhaltigen Beitrag zu leisten.



STUDIO
FORMA

Alex Leuzinger

DIE WELTGEWANDTEN

Interview: Frank Joss, Text: Larissa Groff
Foto: Denise Ackerman

» IN DIESEN ZEITEN SOLLTEN WIR UNS AUF DIE ZUKUNFT FOKUSSIEREN. DIE ERZWUNGENE PAUSE KANN DAZU GENUTZT WERDEN, UM JENE SACHEN ZU VERBESSERN, DENEN ZUVOR ZU WENIG BEACHTUNG GESCHENKT WURDE.«

ZEIT FÜR MENSCHLICHERE GESCHWINDIGKEIT

von Alex Leuzinger

Corona. Ein neues Wort, welches noch vor ungefähr einem Jahr niemand kannte. So schnell man dieses Wort aussprechen kann, ebenso schlagartig hat sich unser Leben, so wie wir es gewohnt waren, verändert.

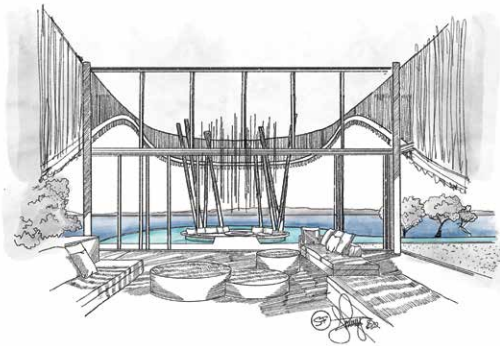
Zu Beginn der Corona-Pandemie war ich, wie vermutlich die halbe Welt, fassungslos und naiv. Ich habe nicht an eine neue, globale Krankheit geglaubt. Nach dem Schock des ersten Lockdowns - wieder ein neues Wort - fing ich an, über das «wie weiter» nachzudenken. Ich hatte keine konkrete Vorstellung, in welche Richtung mich meine nächsten Schritte führen würden und ob die Entscheidungen, die ich fortan treffen sollte, richtig wären. Heute sehe ich das anders, die Pandemie hat unsere Leben zwar in vielerlei Hinsicht umgekrempelt - aber nicht nur negativ.

Wenn ich als Architekt und Designer an meinem Beruf denke, muss ich mir eingestehen, dass wir eine menschlichere Geschwindigkeit wiederentdeckt haben. Man hat das Gefühl, mehr Zeit zu haben, sie hat eine andere Bedeutung angenommen. Es scheint mir sogar, als wäre unsere Gesellschaft durch die heutige Situation gezwungen, sich mehr Zeit für gewisse Dinge zu nehmen. Ausserdem sehe ich, dass uns allen durch diese schwierige Periode neue Türen in Form von Kollaborationen geöffnet wurden. Wir entdecken wieder, wie wichtig die Kraft des Zusammenhalts ist, was zusätzlich die synergetische Kreativität steigert. Lange Zeit schien man vergessen zu haben, dass unsere Gesellschaft nicht nur aus Individuen besteht, sondern ein globales Geflecht von Menschen und Menschlichkeit ist.

In diesen Zeiten sollten wir uns auf die Zukunft fokussieren. Die erzwungene Pause kann dazu genutzt werden, um jene Sachen zu verbessern, denen zuvor zu wenig Beachtung geschenkt wurde, weil sie im Getümmel der Schnellebigkeit untergegangen sind.

Studioforma Associated Architects GmbH, Kernstrasse 37
8004 Zürich, 044 296 18 71, www.studioforma.ch

Casa del Sol Skizze



Pavilion House in Zumikon



Pam Chair von Studioforma Design

»WIE ES
IN 30 JAHREN
SEIN WIRD?
GENAU GLEICH
WIE HEUTE.«

HUBLOT

Von Paris nach Mailand, über Mexiko und Tokio und wieder zurück. Die Orte, an denen Studioforma ihre Projekte realisiert, sind so unterschiedlich wie die Projekte selbst. So zum Beispiel der Hublot Tower in der Hauptstadt Japans, den Alex Leuzinger und sein Team letztes Jahr fertiggestellt haben. Ein Gespräch mit dem Inhaber des Zürcher Architektur- und Designstudios über die Durchmischung in Städten, die Andersartigkeit der Metropolen und welche grossen Veränderungen uns in Zukunft erwarten - oder eben nicht.

Frank Joss: Corona und dann? Wie stellen Sie sich die Zukunft nach Corona vor?

Alex Leuzinger: Es gibt zwei Szenarien für mich. Das ideale Szenario, das ich mir wünsche: Nach Corona wird alles anders sein. Die Leute haben eine andere Wahrnehmung, werden sensibler, offener.

Das zweite Szenario: Es geht genau gleich weiter wie bisher. Ich glaube, das zweite trifft ein. Vielleicht wird es weniger Büroflächen in den Städten geben, aber dennoch brauchen wir sie. Wir haben es jetzt gesehen mit dem Homeoffice: Wir haben den Wunsch, andere Menschen zu treffen, uns auszutauschen. Zoom ist zwar gut, aber es fehlt der echte Kontakt, Mimik, Gestik.

Viele sagen, die Monokultur der Büros und Gewerbe sei mittlerweile tempi passati. Was glauben Sie?

Durchmischung bringt Leben. Wir haben bei Corona gesehen, dass einige Quartiere völlig ausgestorben waren. Die Läden gingen Konkurs, weil sie nur von den Mitarbeitern der Banken gelebt haben. Man muss eine gewisse Durchmischung hinkriegen, damit man nicht nur von einem Sektor abhängig ist. Nur so können wir eine Heterogenität in die Stadtstruktur hineinbringen.

Heterogenität scheint ja auch in Ihrem Büro eine wichtige Rolle zu spielen ...

Genau, wir fahren nicht nur eingleisig. Da wir schon seit Jahren global tätig sind, haben wir auch einen breiteren Erfahrungsschatz, um Probleme zu lösen und auf die Wünsche der Kunden einzugehen. Wir haben zudem Architekten verschiedener Nationalitäten bei uns und jeder bringt sein eigenes Knowhow und seine eigenen Visionen mit.

Und bei uns gibt es keine festgesetzten Richtlinien. Wenn man beispielsweise zu einem Architekten wie Mario Botta geht, weiss man, jetzt kriege ich was mit roten Backsteinen. Wir sind da anders: Wir möchten die individuellen Träume des Kunden wahr werden lassen.

HUBLOT

HUBLOT

Und was braucht es für Sie, damit Sie sich an einem Ort wohlfühlen? Haben Sie eine Lieblingsstadt?

Paris. Mir gefällt die Mischung von kleinen und grösseren Läden. Die unglaublichen Gebäude, aber auch die kleinen Quartiere, die zum Verweilen einladen - man hat fast das Gefühl, man sei im Zürcher Niederdorf. Und das Bewusstsein für Schönheit fängt in Paris bereits beim Metzger an: Er gibt sich auf seine Art und Weise Mühe, sein Geschäft schön zu inszenieren. Dort hat man noch Wertschätzung für das Handwerk.

Haben Sie in Paris auch Objekte realisiert?

Ja, wir haben einiges gemacht, zum Beispiel beim Place Vendôme und an der Champs-Élysées. Die Durchmischung macht für mich diese Stadt aus. In Zürich fehlt das noch. Wir haben die Bahnhofstrasse, die tagsüber lebt, bis um halb sieben Uhr - danach ist sie wie ausgestorben. Im Niederdorf gibt es wiederum viele Restaurants, aber dafür fehlt es woanders. Da können nur die Behörden etwas bewirken, indem gewisse Gesetze geändert werden.

Gibt es etwas - trotz dieser immer grösser werdenden Zwänge des Gesetzes - bei dem die Stadt ihre Freiheit behalten muss?

Nehmen wir zum Beispiel die Begrenzung der Höhe: Der Schweizer hat sich noch nicht an sie gewöhnt. Alles, was mehr als vier Stockwerke hat, ist ein Schock für ihn. Da muss man dann Schattenstudien machen... Leute, die so denken, brauchen nicht in der Stadt zu wohnen. Wenn ich Vögel hören und Grün um mich herum haben will, dann gehe ich eben nach Gossau. Wenn ich in der Stadt wohnen will, dann wohne ich in der Stadt. Wenn wir hier ein bisschen mehr in die Höhe gehen, können wir dafür ausserhalb etwas mehr Grünfläche erhalten.

Zum Teil wird das ja schon gemacht, wie zum Beispiel in Zürich West.

Ja, nur leider gibt es da kein zusammenhängendes Konzept. Man tritt aus einem Gebäude heraus und steht im Niemandsland.

Und in welche Richtung sollte sich der Wohnungsbau in Zürich entwickeln? Es gibt ja den Trend des Wohn- und Arbeitsmix...

Zürich ist da ganz speziell. Es ist die Hochburg der unbegrenzten finanziellen Möglichkeiten. Die Nachfrage nach gross und grösser steigt stetig. Man kann das nicht mit Paris oder Milano vergleichen. In solchen Grossstädten entstehen neue Visionen, neue Wohnformen.

Was sind das für neue Wohnformen?

Zusammen wohnen, zusammen arbeiten und wohnen, kleiner wohnen. Das entsteht aber eher aus der Not als aus Prinzip. Not macht kreativ. Hier sind wir in einer anderen Welt: Da setzt man sich an einen Tisch und entscheidet: «Wir bauen nun etwas Alternatives.» Wir geben viele Millionen für solche Gebäude aus - und leben in ihnen immer noch im Luxus. Das sind keine neuen Wohnformen, die natürlich von sich aus entstehen.

Paris, Milano, Tokio... Woher kommt es, dass Sie so oft international unterwegs sind?

Ich habe immer versucht, mich nicht auf etwas festzulegen. Ich wollte mich nie auf Umbauten, Neubauten oder Siedlungen spezialisieren, sondern immer neue Dinge entdecken und mich mit ihnen auseinandersetzen. Der Wunsch nach internationalen Aufträgen ist vor vielen Jahren entstanden, als man noch nicht so oft reisen konnte. Zudem faszinierte mich die Mode- und Luxuswelt der verschiedenen Grossstädte extrem. Wir Schweizer haben Glück, dass wir die Uhren- und Schmuckindustrie haben. Da habe ich angefangen zu arbeiten und ich fand es unheimlich spannend.

Ich stelle mir das nicht ganz einfach vor. Wenn man als «kleiner Schweizer» nach Paris kommt und das Geschäft von Cartier einrichten will...

Ja, das war tatsächlich ein Kampf. Man kriegt da zu hören, dass man als Schweizer zwar genau und zuverlässig sei, es uns Schweizern aber an Fantasie und Kreativität fehle. Da muss man dranbleiben. Bei gewissen Kunden musste ich sechs Jahre warten, bis ich mal was machen durfte. Sobald man sich aber einmal bewiesen hat, wird es einfacher.

Was war das Eintrittsticket für die internationalen Aufträge?

Aufträge von Schweizer Uhrenmarken - wie zum Beispiel Hublot.

Zum Abschluss einige hypothetische und auch ganz persönliche Fragen. Herr Leuzinger, was bedeutet für Sie Zuhause?

Ich bin nicht ortsgebunden.

Es kann auch ein Gefühl sein.

Familie. Wenn meine Frau und Kinder um mich sind.

Was für sind für Sie Todsünden in der Architektur?

Fantasielosigkeit. Und wenn man Architektur zu seiner eigenen Selbstverwirklichung nutzt.

Wie wichtig ist Ihnen in diesem Zusammenhang der Genius Loci?

Heutzutage ist der total egal. Jeder baut für sich.

Das ist eine ehrliche Antwort. Welche Architekten haben Sie in Ihrem Schaffen denn am meisten geprägt?

Frank Lloyd Wright gefällt mir unglaublich gut. Und John Lautner, ein Schüler von Wright, ein Top-Architekt. Das Chemosphere-Haus in Los Angeles stammt von ihm. Seine Mischung von Materialien beeindruckt mich. Wenn man seine Gebäude betritt, ist es eine Entdeckungsreise - keine Anreihung von Räumlichkeiten. Und Alexis Dornier, er baut viel auf den Philippinen, macht alles aus Holz. Ihn habe ich über Instagram kennengelernt.

Die asiatische, vor allem die japanische Architektur, trägt ja auch eine gewisse Leichtigkeit in sich...

Genau. Auch für den Hublot Tower in Tokio haben wir uns daran orientiert. Bambus-Gerüste dienten uns als Inspiration für die Struktur. Dann kam uns die Idee mit den Lamellen. So entsteht der Eindruck einer gewissen Durchlässigkeit des Gebäudes. Die vielen Auflagen bezüglich der Erdbebensicherheit nahmen übrigens sehr viel Zeit in Anspruch. Die Planung dauerte mehrere Jahre.



Hublot Tower Innenansicht

Wir schreiben das Jahr 2050. Wie sieht die Architektur aus, in der wir leben?

Alle glauben immer an unglaubliche Zukunftstheorien. Wie in den 50er Jahren, als die Leute von Robotern und fliegenden Autos der Zukunft sprachen... Aber bei der ganzen Weiterentwicklung der Technologie, die derzeit stattfindet, gibt es eine Konstante: der Mensch. Wir sind genau gleich dumm - oder gescheit - wie die Menschen aus dem 16. Jahrhundert. Wenn ich jetzt ins Jahr 1520 reisen müsste...ich könnte nicht mal ein WC konstruieren, Licht machen oder Glas herstellen. Wir erwarten immer, dass alles schneller geht. Aber wir Menschen können gar nicht schneller werden. Darum: Wie es in 30 Jahren sein wird? Genau gleich wie heute.

VITRA CAMPUS - WO DESIGN UND ARCHITEKTUR AUF NATUR TRIFFT

«Systemrelevant». Ein Wort, das die Zeiten von Corona besonders prägt. Reduzieren auf das Nötigste, das Unentbehrliche, das Triviale. Gerade jetzt werden wir uns wieder bewusst, wie sehr wir all das brauchen, was über die grundlegende Bedürfnisdeckung hinausgeht: Die Ästhetik, die Kunst, die Natur. Wir alle streben nach dem Schönen - sei es das Design, die Architektur oder eine Landschaft. Der Vitra Campus vereint diese drei Sehnsüchte auf harmonische Weise und schafft so eine Erlebniswelt, die weit über das Architekturerebnis hinausgeht.

Der Campus liegt unmittelbar hinter der Schweizer Grenze, inmitten des Dreiländerecks. Von den dynamischen Formen des Museumsbaus von Frank Gehry über den Rutschturm von Carsten Höller oder dem Perennial Garden von Piet Oudolf, hat Vitra hier einen Ort geschaffen, der ein Bekenntnis zum Experiment und zu künstlerischer Exzellenz ist.

Der Phönix aus der Asche

1981 zerstörte ein Brand den Grossteil der bis dahin konventionell genutzten Produktionsgebäude auf dem Gelände. Der Wiederaufbau bot die Möglichkeit, Bauwerke mit bekannten Architekten zu realisieren. Nicholas Grimshaw war unmittelbar nach der Brandkatastrophe 1981 der erste Architekt, der einen Bau auf dem Campus umsetzte. 1989 eröffnete das Vitra Design Museum, welches von Frank Gehry entworfen wurde und dessen bildhafte Bauskulptur international bekannt ist. Mittlerweile gehört es sogar zu den führenden Designmuseen weltweit. Es erforscht und vermittelt die Geschichte und Gegenwart des Designs und setzt diese in Beziehung zu Architektur, Kunst und Alltagskultur. 1993 entstanden weitere Architekturhighlights auf dem Campus: der Konferenzpavillon von Tadao Ando und das Feuerwehrhaus von Zaha Hadid - das erste realisierte Bauprojekt der irakisch-britischen Architektin überhaupt.

Streifzug durch die Geschichte des Designs

Jacques Herzog und Pierre de Meuron planten 2010 das VitraHaus, den Flagshipstore von Vitra. Sechs Jahre später eröffnete das Vitra Schaudapot, ebenfalls vom Basler Architektenduo entworfen. Es beherbergt die Sammlung des Vitra Design Museums, mit seinen rund 7000 Möbeln, über 1000 Leuchten und Nachlässen von Designern wie Verner Panton und Alexander Girard oder der Sammlung des Eames Office. Eine dauerhafte Sammlungspräsentation führt durch die Geschichte des Möbeldesigns.

Abgerundet wird das Erlebnis von dem Perennial Garden des niederländischen Gartengestalters Piet Oudolf. Sein Bestreben war es, einen Ort des Verweilens zu schaffen: «Ich möchte, dass die Leute sich im Garten verlieren, statt einfach nur hindurchzulaufen.»

Caféterrasse des VitraHaus, © Vitra, Foto: Lorenz Cugini



Vitra Design Museum (Frank Gehry),
© Vitra Design Museum, Foto: Norbert Miguletz



Vitra Schaudepot (Herzog & de Meuron) und Feuerwehrhaus (Zaha Hadid),
© Vitra Design Museum, Foto: Julien Lanoo



Shop im VitraHaus, © Vitra, Foto: Lorenz Cugini

AXOR



axor-design.com

AXOR ONE – THE ESSENCE OF SIMPLICITY
DESIGNED BY BARBER OSGERBY

DIE ESSENZ DER EINFACHHEIT - DER URBANE LUXUS VON MORGEN

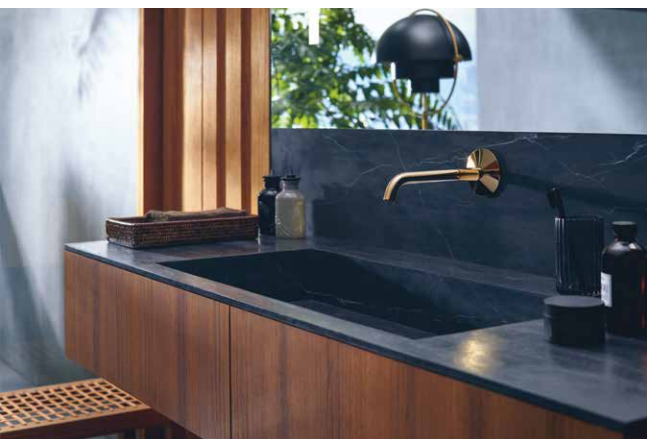


Bis 2050 werden zwei von drei Menschen in einer Grossstadt leben. Die schnelle Urbanisierung limitiert nicht nur den bestehenden Wohnraum, sondern steigert auch die Erwartungen der Menschen, die in ihm leben. Durch die Verschiebung der Prioritäten verändert sich neben der Funktion gleichzeitig auch die Gestaltung von Räumen; als private Oase inmitten der städtischen Hektik soll das Zuhause nicht nur Bereiche für soziale Interaktion bieten, sondern vor allem auch Räumlichkeiten für die Wiederherstellung des eigenen Wohlbefindens. Doch welchen Beitrag können Architekten und Innenarchitekten leisten, um solche Räume nicht nur aufzuwerten, sondern sie mit Charakter und Seele zu füllen?



Vom Bad zur Wellnessoase

Die Lösungen sind vielfältig, doch eines ist klar: Der neue urbane Luxus spiegelt sich in der Qualität der privaten Zeit, der Zufriedenheit mit persönlichen Ritualen und dem daraus resultierenden Wohlbefinden. Das Bad ist einer der Räume, die sich künftig noch mehr zum privaten Revitalisierungs- und Wellnessraum entwickeln werden. Wie essentielles Design dem neuen urbanen Luxus im Bad formal gerecht wird, zeigt beispielhaft die Kollektion AXOR One: Bestehend aus eleganten Archetypen für das Waschbecken, die Wanne und die Dusche wird die AXOR One Kollektion von einer ganzheitlichen Designsprache mit schlanken Silhouetten, planen Oberflächen, weichen Kanten und ausgewogenen Proportionen getragen. Das AXOR One Sortiment umfasst 31 Produkte, darunter verschiedenste Armaturen und Brausen, die individualisiert werden können - in Matt Black oder einer exklusiven FinishPlus-Oberfläche.



www.axor-design.com
www.hansgrohe.ch

«Wir haben uns mit der Präzision der Steuerung des Wassers beschäftigt, aber die Präzision geht auch bis in den Armaturenkörper. Auf den ersten Blick sieht dieser wie ein Rohr aus, ein einfaches, gebogenes Rohr, aber tatsächlich wird das Rohr zum Ende hin schmaler. Es wirkt einfach ein klein wenig leichter, handwerklicher und eleganter.»

Über AXOR

Als zukunftsorientierte Marke der Hansgrohe Group entwickelt AXOR ikonische Objekte für luxuriöse Bäder und Küchen. In Zusammenarbeit mit weltbekannten Designern - darunter Philippe Starck, Antonio Citterio, Jean-Marie Massaud und Barber Osgerby - entstehen AXOR-Produkte in vielfältigen Stilrichtungen. Mit weit über die eigentlichen Produkte hinausreichender Expertise inspiriert und befähigt AXOR Architekten, Innenarchitekten und designbegeisterte Menschen.

- Designer Edward Barber vom Londoner Designstudio Barber Osgerby



Interview: Frank Joss, Text: Larissa Graff
Portrait: Denise Ackerman

LEADING IN HOSPITALITY ...

Das ist der Masstab von Monoplan, auch mit und nach Covid19. Mit unserem Team von mehr als 60 Architekten, Interior Designern, Grafikern, Teamplayern, Kreativen, Enthusiasten und Visionären planen und entwickeln wir Hotels und Hospitality-Projekte in allen Kategorien und Regionen an unseren Standorten in der Schweiz, Deutschland und Griechenland. Aktuell steht die gesamte Branche vor einem weitergehenden und beschleunigten Wandel aufgrund der durch Covid19 veränderten Gegebenheiten und Ansprüche. Es wird noch stärker darauf ankommen, dem Gast und Nutzer einen Mehrwert und Attraktivität zu bieten; lokale und regionale Angebote und Produkte, landbasiertes Reisen und ein stärkeres Bewusstsein für Qualität und Lebensgefühl werden noch mehr eine Rolle spielen zusammen mit einer weiteren Individualisierung und Schärfung der Produkte, des Designs und der Architektur: Luxus definiert sich somit nicht (nur) über die Anzahl Sterne, sondern über die Qualität des Produktes in Abhängigkeit von der Zielgruppe, dem Budget und der Erwartung des Castes, die es nicht nur zu erfüllen, sondern zu übertreffen gilt - mit dem richtigen Konzept, Produkt und Design.

Philip Wohlfarth und Daniel Schneider

«VIELE
FANGEN
BEI DER
FASSADE
AN - WIR
NICHT»

DIE WERTSCHÖPFER



DIE WERTSCHÖPFER

Der Mensch hat viele Sehnsüchte: Nach Grünraum und quirliger Stadtdynamik, nach Rückzug und Begegnung, nach Individualität und Gemeinschaft. Daniel Schneider und Philip Wohlfarth von Monoplan Architekten wagen den Versuch, sich einer Architektur anzunähern, die all diesen Ansprüchen gerecht wird. Vielleicht ist die Lösung im Hotelbau zu finden - oder irgendwo in Brasiliens Favelas.

Frank Joss: Ein Ausschnitt aus Ludwig Haslers Leitartikel: «Warum wollen wir dann dauernd weg? Liegt es an uns? An der Stadt? Zu wenig Spielvarianten hier? Die Kulisse ist das halbe Theater. Sie entscheidet mit, welches Stück wir darin aufführen - Lustspiel, Trauerspiel, Schwank, Festspiel. Und - wer baut die Kulissen? Eben. Architekten ziehen nicht nur Bauhüllen hoch, sie basteln an unserer Lebensart, formen unser Rollenbild. Menschen sind keine reinen Geister, wir antworten auf Signale der Umgebung, passen unser Spiel den Kulissen an. Animieren sie uns, leben wir auf. Weisen sie uns ab, dümpeln wir vor uns hin oder rasten aus - oder hauen ab.»

Besteht die Wahrscheinlichkeit, dass wir den Nomaden in uns verabschieden und wieder etwas sesshafter werden?

Daniel Schneider: Das Spannende ist ja, dass sich nicht unbedingt die Architektur verändert, sondern die Art und Weise, wie wir leben und arbeiten. Andersrum ergibt sich aus jedem Trend ein Gegentrend. Die Art, wie wir leben, ist im Gegensatz zu früher sehr virtuell und digital. Früher mussten wir viel reisen, um etwas zu erleben und waren körperlich unterwegs, um einen Kunden zu treffen oder ein Geschäft anzubahnen. Und jetzt haben wir eine Welt, in der wir nur virtuell reisen. Vielleicht ist nun der Gegentrend, dass die Verankerung wieder mehr an Bedeutung gewinnt sowie die Sehnsucht nach lokaler Identität und einer Hülle, die einen umgibt, schützt und ermöglicht, dass man virtuell reisen kann.



Dieses Sich-Zurückziehen in die eigenen vier Wände führt ja auch zu einer gewissen Enge. Macht diese Enge produktiv und kreativ oder klein und unscheinbar? Wie war das bei Ihnen?

Philip Wohlfarth: Vor Corona war es ja ganz interessant, sich dem lokalen Alltag, der im Büro stattgefunden hat, mal zu entziehen und die Ruhe zu suchen. Jetzt wurde Ruhe verordnet und nun beginnt die Sehnsucht nach Kommunikation und danach, wieder Leute zu treffen. Das ist eine sehr situationsgebundene Umkehrung. Ein gutes Beispiel ist unser neues Büro, das wir in zwei Monaten beziehen. Das haben wir vor der Corona-Geschichte angeleiert und dann aber fragten wir uns plötzlich: Brauchen wir jetzt, wo alles virtuell ist, noch diese Flächen? Die Antwort kam schnell: Ja, brauchen wir. Der Mensch



ist ein soziales Tier, wir brauchen soziale Kontakte, wir benötigen Identitäten und eben auch Orte, wo man sich treffen kann.

Das ist jetzt sehr distanziert formuliert. Jetzt will ich Ihnen mal auf die Seele knien. Was haben Sie persönlich aus dieser neuen Situation gelernt?

Daniel Schneider: Mir ist bewusst geworden, dass Qualität wichtiger ist als Wachstum. Und dass der zwischenmenschliche Kleister, der uns alle zusammenhält, etwas unheimlich Wertvolles und Einmaliges ist. Die soziale Interaktion von Menschen ist wahrscheinlich einzigartig auf unserem Planeten - bis jetzt zumindest. Wenn man das nun in die Architektur übersetzen würde: Man muss Raumabfolgen, Raumdimensionen und Raumgrößen neu begreifen, damit man Qualität wieder herstellen kann.

Philip Wohlfarth: Bei mir ist es das Bewusstsein, was man wirklich hat. Wir streben in die Ferne und jetzt ist das nicht mehr so einfach möglich. Aber statt mich darüber zu ärgern, habe ich wieder Ruhe gefunden. Es gibt hier genug Sachen, um die wir uns kümmern müssen und die uns erfüllen.

Wohin geht die Stadt in Post-Corona-Zeiten? Ende dieses Jahrhunderts werden ja rund 70 Prozent der Menschen in ihr leben. An was muss die Stadtplanung denken?

Daniel Schneider: Ich glaube, da ist sie völlig überfordert - aber vielleicht nicht hoffnungslos. Es gibt natürlich grosse Herausforderungen. Die fangen ganz banal bei Sachen wie Energieerzeugung und Müllentsorgung an. Das sind sehr anspruchsvolle Themen aufgrund der Masse und der Geschwindigkeit der Verstädterung. Der einzige Weg wäre, die Stadt wieder aufzubrechen. Weil immer noch verdichteter bauen, immer mehr, immer höher, immer grösser ist meiner Meinung nach nicht der richtige Trend. Vielleicht müssen Land und Stadt, grün und urban viel mehr miteinander verwoben werden, damit der Mensch nicht Stadtflucht betreiben muss, um sich zu erholen. Vielleicht muss das alles wieder ein ganzheitlicher Lebenszyklus werden.

Philip Wohlfarth: Gleichzeitig habe ich aber manchmal das Gefühl, dass die Leute Kühe und Weiden in der Stadt suchen - und das eine schliesst das andere ja klar aus. Stadt hat eine Identität, Land auch.

DIE WERTSCHÖPFER

Daniel Schneider: Ich möchte hierzu ein faszinierendes Beispiel bringen, nämlich New York. Die verdichteten, betoniertesten, asphaltiertesten, neonbeleuchteten Quadratmeter dieses Planeten - und doch gibt es ein Rechteck in der Mitte, wie ausgestanzt auf einer Briefmarke, den Central Park. In meinen Augen ist das der Grund, wieso New York überhaupt lebenswert ist. Er ist die grüne Lunge der Stadt. Jeder New Yorker würde sich wahrscheinlich zuerst die Hand abschneiden, bevor der Park zugebaut wird. Wasser und Grün sind zwei Sehnsuchtsbeziehungen des Menschen. Wenn die vorhanden sind, verträgt er auch Hochhäuser und Beton.

Wenn wir bei der Stadtarchitektur sind: Wir können im Moment feststellen, dass Architektur vielerorts mehr und mehr austauschbar wird. Muss sich die Architektur gegen diese Vereinheitlichung wehren?

Daniel Schneider: Die Frage ist hier zuerst einmal, was die Aufgabe der Architektur ist. Und da gibt es verschiedene Sichtweisen. Es gibt eine expressionistische Architektur, die spricht von Empörung, Mut, Lebensfreude. Diese Architektur dient nicht dem Selbstzweck, aber sie ist Ausdruck einer Haltung. Dann gibt es die Sichtweise »form follows function«. Die besagt, die Architektur sei eine wichtige identitätsstiftende Hülle, die aber stark mit ihrer Funktion in Bezug stehe.

Philip Wohlfarth: Parallel haben wir in unserer Gesellschaft sehr viele Gesetzgebungen, die alles bis ins kleinste Detail regeln. Das führt oft zu Minimierung der Gestaltungsfreiheit und Kostensteigerungen...bis schlussendlich Mainstream-Gebäude entstehen. Gelegentlich gibt es Ausreißer-Objekte, die zwar ganz lange brauchen, bis sie bewilligt werden. Wenn sie es denn schaffen, dann sind sie etwas Besonderes.

Die Formvielfalt ist also verloren gegangen. Wo ist sie hin?

Daniel Schneider: Nebst dem, wie ein Gebäude wahrgenommen wird, ist uns auch wichtig, was es für eine Atmosphäre ausstrahlt. Sowohl die innere als auch die um das Gebäude herum. Ich beeinflusse ja mit einem Gebäude auch den Ort. Und hier geht es eben um die Funktion, und zwar nicht nur diejenige des Gebäudes selbst, sondern auch um die Funktion im städtischen Raum.

Philip Wohlfarth: Wir bauen ja nicht für uns selbst, sondern für die Menschen. Da tritt sogar manchmal die Gestaltung eher etwas in den Hintergrund.





Kennen Sie das japanische Moriyama-Haus? Dort wurden Kuben so angeordnet, dass dazwischen asymmetrische Räume entstehen, kleine Marktplätze sozusagen. Was halten Sie von solchen Konzepten?

Daniel Schneider: Ich hab mal in São Paulo gelebt, eine spannende Stadt. Und da gibt es viele Favelas. Eine Favela folgt einer organischen Logik, sie wächst so, wie sie entsteht. Da gibt es keine geordneten Besitzverhältnisse, keine Grundstücksgrenzen, keine Abstandsregelungen. Stattdessen hat man eine komplette Freiheit von Material, Farbe und Form - aber auch von Besitz. Und die Japaner waren mir da immer zu formalistisch.

Heisst das, dass wir von den Slums lernen sollten?

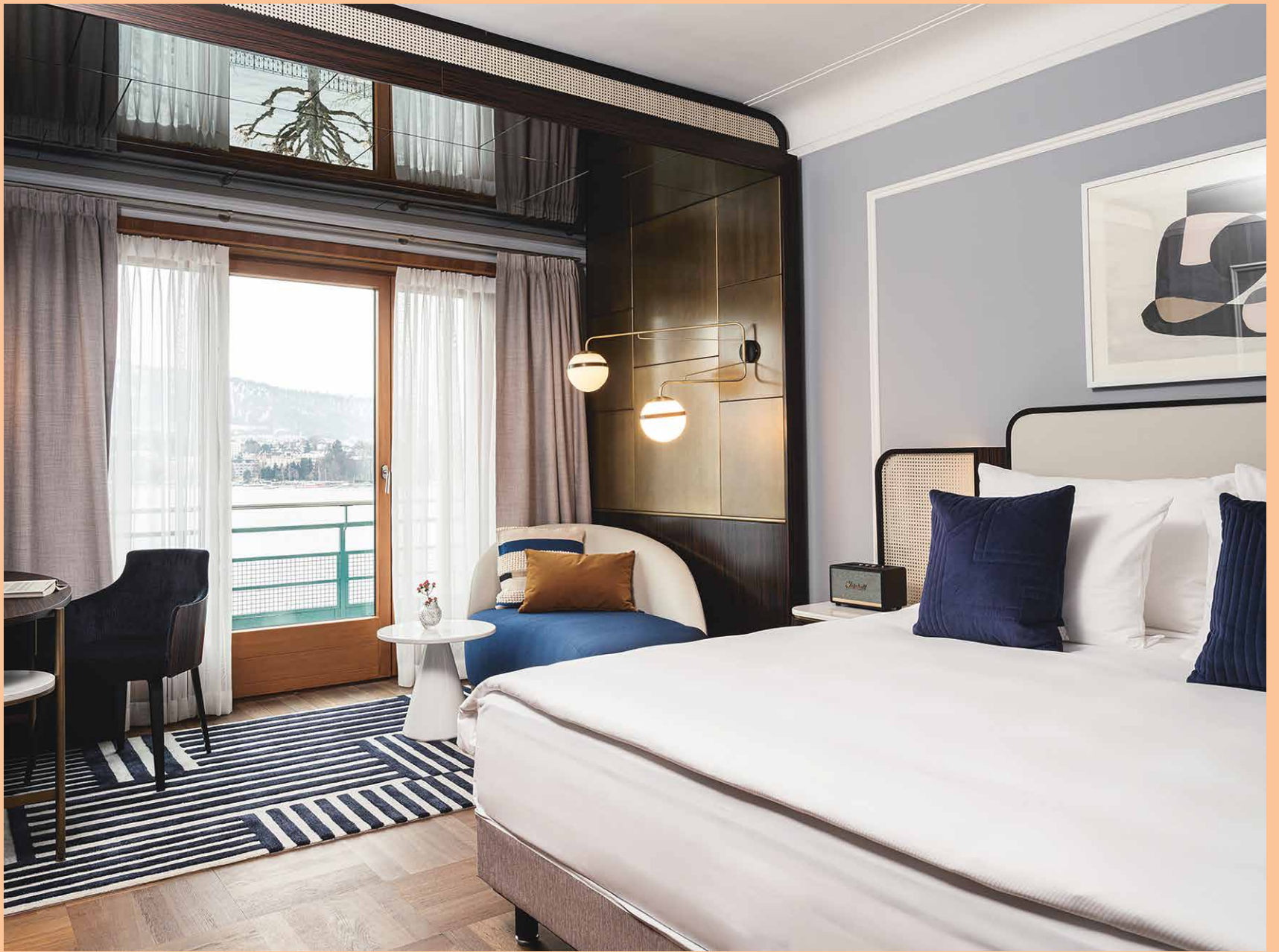
Philip Wohlfarth: Ja. Diese Struktur wächst dynamisch und vernetzt. Wichtig ist auch die Kommunikation: Eine Einheit, die nach innen kommuniziert, macht ja gar keinen Sinn. In der Favela wird vertikal und horizontal kommuniziert - und das entsteht ganz intuitiv. Wir bei uns müssen das aber zuerst wieder lernen.

Wird in diesem Zusammenhang auch Nachbarschaft wieder wichtiger?

Daniel Schneider: Ich spann jetzt mal den Bogen zum Hotel. Ein Hotel ist ja ein Mikrokosmos, wie eine kleine Stadt. Man hat da eine Privatfläche, ein Zimmer nur für sich. Und dann gibt es gemeinschaftliche Flächen, wo Essen, Begegnung, Sport und Entspannung stattfinden. Eine Favela ist auch so eine Art Mikrokosmos. Wir konzentrieren uns hier derzeit sehr auf den individuellen Raum und weniger auf den allgemeinen, das ist beim Hotel anders. Da legt man sehr stark den Fokus auf die Begegnungszonen. Vielleicht müssen unsere Städte das wieder vermehrt lernen.

Man gibt als Architekt auch immer ein Statement ab. Welche Botschaft will Monoplan übermitteln?

Daniel Schneider: Mehrwert. Wir wollen für den städtischen Raum einen Mehrwert schaffen. Und jetzt kommt's, ganz wichtig: einen Mehrwert auch für den



Nutzer schaffen. Wir wollen nicht, dass unsere Architektur nur dem Selbstzweck dient. Die erste Frage, die wir uns im Büro bei einem neuen Projekt stellen, lautet: Was soll hier der Mehrwert sein? Viele fangen bei der Fassade an - wir nicht.

Philip Wohlfarth: Das zweite Stichwort ist Authentizität. Weil jedes Gebäude, jeder Ort eine Identität hat, muss man authentisch auf diese Orte reagieren. Natürlich sind es künstliche Welten, die wir schaffen, aber man muss auch die Aufenthaltsqualität eines Ortes spüren.

Apropos Fassade: Die Fassade der Elbphilharmonie in Hamburg kennen wir ja alle. Dieses Gebäude hat der Stadt unheimlich viel Identität gegeben. Es ist sozusagen ein Pilgerort entstanden. Die gleiche Stadt macht nun Vorschriften, dass auf jedes Eigenheim eine Solaranlage gehört. Das steht ja diametral im Gegensatz zur architektonischen und gestalterischen Freiheit der Elbphilharmonie... Was halten Sie von solchen Auflagen?

Daniel Schneider: Unser Leben und Alltag bestehen ja nur aus Auflagen. Und Baubewilligungen. Und Einschränkungen. Und Verordnungen.

Philip Wohlfarth: Und der Bereich, den wir dann irgendwo dazwischen noch finden..

Daniel Schneider: ...der steht uns dann frei. Ein spannendes Feld: Zwischen der individuellen Freiheit des Eigenheimbesitzers und dem gesellschaftlichen Konsens.

Die letzte Frage: Wenn Sie eine Autobiografie von sich verfassen würden, was hätte die für einen Titel?

Philip Wohlfarth: Offenheit bringt uns weiter.

Daniel Schneider: Alles wird gut.

Monoplan AG, Hardturmstrasse 76, 8005 Zürich
044 245 47 10, www.monoplan.ch

HOTEL AMERON

Das neue Ameron Bellerive au Lac vereint die Historie dieses traditionell gewachsenen Gebäudes direkt am See mit einem neuen Layout und Design. Im repräsentativen Erdgeschoss mit seinen spektakulären Raumhöhen entsteht das neue Restaurant und die Lobby, die mit faszinierenden Blickachsen nach aussen und innen dem Gast spannende Sicht auf den Indoor-Garten Utopia, die Bar und nach draussen auf die Seepromenade ermöglichen. Die grossen Verglasungen fungieren hierbei als Schaufenster in beide Richtungen.

Die neu gestalteten Zimmer und Suiten spannen den Bogen zwischen dem historischen Bestand und einem mediterran angehauchten Lebensgefühl und erstrecken sich über drei Bereiche: «Sun Deck», «Cabin» und «Ahoi».

«Ahoi» bildet dabei den Eingangsbereich zur Begrüssung des Gastes, wenn er das Zimmer betritt. Hier sind neben Garderobe, Spiegel und WC auch das Bad angeordnet. Weiter geht es in die «Cabin», die den Wohn- und Schlafbereich mit einer Kombination aus modernen an den Schiffsbau angelehnten Materialien und Möbeln definiert. Als Abschluss in Richtung See fungiert das «Sun Deck», das in Art eines Spiegelkabinetts an den Seiten und an der Decke verspiegelt ist, damit der See, das Wasser und die Sonne direkt ins Zimmer kommen können, um mit ihm optisch und atmosphärisch zu verschmelzen.

Begegnet man dem Architektenpaar Petra Hemmi und Serge Fayet, welches auch privat gemeinsame Wege geht, bleibt eine innere Zufriedenheit zurück. Sie ist vom Wunsch begleitet, dem Leben wieder mit mehr Zuversicht und Beschaulichkeit begegnen zu wollen. Die beiden sind weit weg davon, auf dem Marktplatz der Eitelkeiten mitzuspielen. Sie huldigen weder Buster-Keaton-hafter Selbstparodie noch suhlen sie sich im Erinnerungsstrom und Selbst-Einkreisung grosser Momente ihres Lebens wie das bei Vergangenheitsdurchdringern oft der Fall ist. Sie sind wie sie sind: unkompliziert, herzlich und einnehmend sympathisch. Dabei wollen Sie mehr Gegenwart...

hemmi fayet

Interview: Frank Joss, Text: Serge Fayet
Portrait photographed by Patrizio Di Renzo

LEBEN, NICHT IN HISTORISCHEN
RÜINEN UND MIT IHREN
GEDANKEN IM SPITALBAU
EINEN GESCHEITEN PARADIGMA-
WECHSEL EINZULAUTEN. LEBEN
SIE DIE MAXIMALE AUFLADUNG
EINES AUGENBLICKS. DEN
EINES COUP DE FOUDRE BEI
EINEM GESPRÄCH OHNE VOLKS-
KUNDLICHES SOUFFLIEREN.
HABEN WIR MEHR ERFAHREN,
WAS DIE BEIDEN ANTREIBT,
DEM LEBEN UND DER ARBEIT
IMMER WIEDER NEUE SEITEN
ABZUGEWINNEN.

DIE ZUKUNFTSGESTALTER



Petra Hemmi und Serge Fayet



Frank Joss: Corona - Und dann? Wie stellen Sie sich die Zukunft der Stadt nach Corona vor?

Petra Hemmi: Ich bin sehr gespannt, wie unsere Zukunft aussehen wird, kann mir aber noch kein konkretes Bild machen. Ich persönlich habe viel gelernt und sehe gewisse Lebensweisen in einem neuen Licht. Eine Änderung der Gewohnheiten und Randbedingungen ist immer eine Chance, Dinge neu zu denken, Prioritäten neu zu setzen. Reisen wir ja deshalb so gerne, weil wir, in ein anderes Umfeld versetzt, Dinge neu erleben und bei unserer Rückkehr damit unser gewohntes Umfeld verschärft und positiv kritisch wahrnehmen können. So gelingt es auch, notwendige Veränderungen lustvoll und zuversichtlich herbeizuführen. Corona hat gezeigt, dass sich in kurzer Zeit sehr viel Grundlegendes verändern kann und muss. Dies als Chance, Veränderungen positiv anzunehmen, um mit Lust auszubrechen aus der Erstarrung, die uns im Alltag umklammert.

Architektur ist ja immer eine Form von Botschaft oder Statement, das man mit einem Werk in die Öffentlichkeit trägt. Was ist Ihre stärkste oder wichtigste Botschaft, die Sie dem Betrachter übermitteln wollen?

Petra Hemmi: Architektur sollte aus meiner Sicht, bis auf wenige Ausnahmen wie Repräsentationsgebäude, niemals ein Statement per se sein. Die Botschaft sollte abhängig vom Ziel und Zweck des Gebäudes und dessen Nutzung sein. Das soll nicht in einem modernen Sinne von «form follows function» verstanden werden. Es geht nicht darum, ein Bild zu kreieren, das die Funktion abbildet. Die Funktion sollte die Freiheit haben, das Bild mitzugestalten.

Serge Fayet: Diese Ansicht teile ich voll und ganz. Am Beispiel eines Spitalbaus lässt sich das gut veranschaulichen. Ein Spital kann ein sehr aufwändiges, kostenintensives Äusseres pflegen, man kann sich dann sehr lange darüber unterhalten, welche Werte nun verkörpert sein sollen und welche Sprache angebracht ist, minimalistischer oder ob es doch etwas dekoriertes sein sollte. Indessen liegt der Fokus auf der Erfüllung des Zwecks, in einer optimalen, den Menschen in den Mittelpunkt stellenden Gesundheitsversorgung. Ein Ort, an dem sich Patienten willkommen und sicher fühlen und gut versorgt werden. Ein Ort, der in der Lage ist, sich den rasch wandelnden Anforderungen des Gesundheitswesens zu stellen. Ein Ort, an dem Pflegende bei ihrer Arbeit unterstützt werden. Werden diese Ziele priorisiert, stehen wesentlich weniger Mittel zur Realisierung von abstrakten Architekturwerten zur Verfügung. Es ergibt sich daraus eine informellere, organisch gewachsene Gestaltung. Das muss aber nicht auf Kosten architektonischer Ästhetik sein. Eine traditionelle Schlosserwerkstatt, ein Schneideratelier haben ihren eigenen Charme, weil sie zu 100% auf ihre Funktion ausgerichtet und natürlich gewachsen sind. Zufälligkeiten, kleine Abweichungen, der Charme des natürlich Gewachsenen, nicht Erzwungenen, aber mit Liebe Gepflegten stehen im Vordergrund. Ein Bekenntnis zu mehr Freiheit, mehr Veränderungsmöglichkeit, zu mehr Fokussierung auf die Inhalte und den eigentlichen Prozess.

Ist die aktuelle Architektur vom Minimalismus infiziert? Je puristischer, desto Architektur... Woher kommt diese Fantasielosigkeit? Woher kommt diese «copy&paste»-Mania?

Petra Hemmi: Der Architektur würde es helfen, den Schwerpunkt nicht so sehr auf das erstarrte Werk, sondern vielmehr auf den Prozess, die Veränderung, die Anpassung, also auf das Lebendige zu richten. Architektur muss flexibler, in einem gewissen Sinne provisorischer und anpassbarer werden. Das Augenmerk muss sich vom abgeschlossenen Werk auf den ständigen Prozess und den damit einhergehenden Wandel verschieben.

Ist gerade den jungen Architekten die Lust am Experimentieren verloren gegangen?

Petra Hemmi: Ich glaube nicht, dass der jungen Generation die Lust am Experimentieren abgeht. Viel mehr müsste die Freiheit geschaffen werden, dass experimentiert werden kann. Der Blick müsste für das Wesentliche, den Prozess und die Notwendigkeit zur Veränderung geschärft werden.

Was kann gute Architektur heute leisten?

Petra Hemmi: Gute Architektur könnte Prozesse unterstützen, Heimat für Wichtiges und Richtiges schaffen, sich in den Dienst der Nutzenden stellen und die Möglichkeit bieten, sich verändernden Rahmenbedingungen ständig anzupassen.



»INTERDISZI-
PLINÄRE,
METAPHÖRISCHE
GEDANKEN-
SPIELE BIETEN
IMMER WIEDER
DIE CHANCE,
DIE WELT
DURCH EINE
ANDERE
BRILLE ZU
BETRACHTEN.«

Sie sind dran, im Planungs- und Bauprozess, insbesondere im Spitalbereich, einen Paradigmawechsel voranzutreiben und machen dabei ein unmissverständliches Statement an das Bauwesen: Die Kosten sind absolut fix, nur der Städtebau und die Architektur verändern sich und das positiv. Das bedeutet gewissermassen einen Wertewandel aller am Prozess Beteiligten. Diese Aussage ruft nach einer kurzen Erklärung.

Serge Fayet: Unbedingt! Indem die Kosten für ein Spitalprojekt zu Beginn und während des gesamten Prozesses sorgfältiger evaluiert, bearbeitet und allen Beteiligten bewusst und verständlich gemacht werden, kann Kostenplanung zum kreativen Moment in einem Projekt werden. Eine veränderte Blickrichtung hilft, die erstarrten Planungs- und Entwurfsprozesse zu verflüssigen und den Entstehungsprozess kooperativer anzugehen. Die Kostenplanung wird positiv, mitunter auch um eine feine Spur schöpferischer, wenn Kennwerte gefunden werden, mit denen sowohl Besteller als auch Planer umgehen können. Damit diese Veränderung erfolgreich umgesetzt werden kann, sind alle Beteiligten gefragt. Ausbildungsstätten müssen ihre Studierenden für die Kostenfrage begeistern und ausbilden. Behörden müssen bereit sein, flexiblere Verfahren zu entwickeln und Projekte in einem alles umfassenden Prozess zu sehen und zu begleiten. Bauherren müssen ihre Verantwortung wahrnehmen und aktiver an diesem teilnehmen.

Das nicht Planbare hat ja auch immer seinen Reiz. Oder anders gefragt: gehört es zu Ihrem Arbeitsstil, immer wieder aus den Ruinen der Gewohnheiten auszubrechen? Neugierig zu bleiben?

Serge Fayet: Wir versuchen uns in allen Lebensbereichen immer wieder zu fragen, was ist eine positive, das Leben erleichternde Routine und wo ist eine zielführende Handlungsweise gefragt, die erstarrte Routinen in den Hintergrund rücken lässt. Damit erfinden wir uns in Teilbereichen immer wieder neu, ohne aus den Augen zu verlieren, dass Beständigkeit und Beharrlichkeit Werte sind, die ebenfalls zu einer befriedigenden und erfolgreichen Arbeit führen.

Was macht eine Stadt überhaupt aus? Wodurch wird die Qualität, das Gesicht eines Stadtquartiers beeinflusst?

Petra Hemmi: Die persönliche Beurteilung eines Quartiers hängt mit dem Gefühl zusammen, sich dieses aneignen, einen Einfluss darauf ausüben zu können. Monumentale, unveränderbare Architektur schliesst Menschen aus. Es braucht Freiräume, eigene Spuren zu hinterlassen. Es braucht Orte, bei welchen ich erkennen kann, dass sich die Stadt um mich «kümmert». Beispiel Spital: Es braucht ein Spital, das sich laufend den Bedürfnissen des Gesundheitswesens anpasst, an dem ich Jahr für Jahr Entwicklungen - auch bauliche - ablesen kann, die auf veränderte Bedingungen reagieren. Sie vermitteln unmissverständlich ein gutes Gefühl, dass hier Bedürfnisse wahrgenommen werden. Ich würde gerne beobachten, wie sich ein Spitalareal im Lauf der Jahre entwickelt und damit einen bildlichen Eindruck der Veränderungen im Gesundheitswesen vermittelt. Eine pavillonartige, provisorischere Architektur für Gesundheitsbauten wäre inhaltlich sinnvoll und emotional befriedigend.

Was ist Ihre Quelle der Inspiration? Wie gelangen Sie eigentlich zur architektonischen Idee?

Petra Hemmi: Interdisziplinäre, metaphorische Gedankenspiele bieten immer wieder die Chance, die Welt durch eine andere Brille zu betrachten und versteckte Potenziale zu entdecken. Es ist nicht so sehr die Frage, «was» die Quelle ist. Es ist zentraler, den eigenen Blickwinkel laufend zu hinterfragen und zu verändern. Vehikel dafür gibt es unendlich viele. Wir haben das Glück, dass Serge und ich sehr unterschiedlich veranlagt sind, die Welt damit anders wahrnehmen und trotzdem in gewissen Bereichen einen gemeinsamen Nenner für unsere Anschauungen und Werthaltungen finden. Dieses Spannungsfeld ermöglicht es uns immer wieder, Probleme neu zu betrachten und neue Lösungsmöglichkeiten zu finden, die in beiden Welten Bestand haben. Aus der Spannung zwischen Disharmonie, gegenseitiger Wertschätzung und Vertrauen entsteht Qualität.

Serge Fayet, Sie sind ein leidenschaftlicher Verehrer von Joseph Beuys. Warum? Welche Eigenschaften sind es, die Sie an ihm mögen?

Verehrung ist das falsche Wort. Josef Beuys als Person kann man sehr kritisch beurteilen. Er war wahrscheinlich kein angenehmer Zeitgenosse. Sein Gedankengut aber öffnet den Blick auf Möglichkeitsräume und die Macht der Veränderung. Seine Auflösung von Erstarrung als zentrales Bild und die Neudefinition des Begriffes der Kunst befruchtet unsere Gedanken immer wieder von neuem.

» KOSTENFOKUS ALS
MÄEUTISCHES MOMENT:
ES BRAUCHT EINEN
PARADIGMENWECHSEL
IM SPITALBAU «

serge fayet

MÄEUTIK

Vom griech. maieutiké: «Hebammenkunst». Der Begriff ist spezifisch für Platons Beschreibungen der Methode seines Lehrers Sokrates. Sokrates, dessen Mutter Hebamme gewesen war, behauptete von sich selbst, nichts anderes zu können, als im Dialog Ideen zur Welt zu bringen, die Seele seines Gesprächspartners zu befreien, damit sie aus eigener Kraft die Wahrheit wiedererkennen könne, die sie in einem früheren Leben schon einmal gekannt habe. Um die ihm begegnenden Widerstände auf dem Weg zu diesem Wiedererinnern besiegen zu können, gebrauchte Sokrates die Ironie, mit der er seinen Gesprächspartner verunsichert und ihn zwingt, seine eigenen Ansichten infrage zu stellen. Die Mäeutik ist also eine Art der Pädagogik, die, ausgehend von dem Prinzip, dass das Wissen sich nicht von selbst vermittelt, die persönliche Reflexion wertschätzt.

Serge Fayet und Petra Hemmi sind seit über 20 Jahren als Architekten für Spitalbauten im Einsatz. Mit diesem gewonnen operativen Wissen werden sie seit einigen Jahren als Beratende für Spitalprojekte engagiert. Dabei werden immer wieder die gleichen Probleme angetroffen: mangelnde Agilität bei der Planung, wenig flexible Baustrukturen sowie unkontrollierbar steigende Kosten. Das Resultat: Ein äusserst mühsamer Planungsprozess, der zu einer teuren und nicht prozessorientierten Infrastruktur führt.

Wirtschaftliche Unwirklichkeit

Die hohe Qualität unserer Spitäler ist weitgehend anerkannt. Die Kosten und deren Überschreitung sind allerdings ein politischer Dauerbrenner.

Die Qualität eines Spitals misst sich, das ist wohl unbestritten, am Wohlergehen des Patienten. Entsprechend müssten sich beim Spitalbau die Investitionen in erster Linie auf Einrichtung, Komfort, Arbeitsbedingungen, Zweckmässigkeit etc. fokussieren. Eine Selbstverständlichkeit - so würde man denken. Bei der Entwicklung von Spitalimmobilien liegt der Fokus aber seit langem auf dem Städtebau und der Architektur. Nicht das Wohl des Patienten steht im Vordergrund, sondern die Bedürfnisse des zuständigen Gemeinwesens- oder deren Vertreter. Sämtliche Prozesse sind darauf ausgerichtet. Unsere Bewilligungsbehörden, Ausbildungsstätten und Fachverbände richten sich ebenfalls nach den Interessen dieser Vertreter. Den Bauherrschaften bleibt nichts anderes übrig, als ins gleiche Horn zu blasen.

Obwohl ständig von Effizienz, Effektivität und Kostenverantwortung im Gesundheitswesen die Rede ist, fehlt bisher ein systematischer, auf die Bedürfnisse des Gesundheitswesens ausgerichteter Kostenfokus. Unter dem Deckmantel des «qualitätssichernden Verfahrens» wird der Schwerpunkt stattdessen auf Städtebau und Architektur gelegt. Das kann bei grossen Projekten bekanntlich sehr viel Geld kosten. Bei Spitalbauten werden die hohen Kosten entweder hingenommen oder sie werden mit einer Verzichtsplanung bei der Spitalinfrastruktur reduziert. Letzteres führt meist zur geringeren Qualität der Gesundheitsversorgung und des Baus.

Kosten sind Kunst

Aufgrund dieser falschen Prioritätensetzung und irrtümlichen Prozessgestaltung lassen sich eine hohe Qualität der Gesundheitsversorgung nicht mit einem verantwortungsvollen Umgang mit den Kosten vereinbaren. Eine ernsthafte Absicht, die Kosten und die Qualität der Gesundheitsversorgung in den Fokus zu rücken, lässt sich nur umsetzen, wenn sich Grundwerte der Planenden und Entscheidungsträger ändern. Die Kosten sollten als eine kreative Kraft empfunden werden. Für viele Berufskollegen mag das undenkbar sein. Tatsächlich ist das ein Paradigmenwechsel, der nicht so lebensfremd ist, wie er vielleicht scheint.

Als sozialphilosophischer Vergleich könnte der «Erweiterte Kunstbegriff» von Joseph Beuys herangezogen werden. Joseph Beuys hat die gängigen Kriterien und das konventionelle Bild für das, was Kunst ist, erweitert. Als Kunst im Sinne einer bewussten schöpferischen Handlung stellt zum Beispiel «sich artikulieren» bereits Kunst dar. In Analogie zu Beuys' «Artikulieren als Kunstform» können im Sinne eines erweiterten Städtebau- und Architekturbegriffs auch Kosten als Kunstform gelten. Dadurch erhalten sie einen positiven, kreativen und schöpferischen Stellenwert.

In der Umsetzung bedeutet dieser Paradigmenwechsel, dass alle Prozesse von den Kosten ausgehen. Sie müssen als

parametrische Randbedingung in den Entwurfsprozess integriert werden, so wie das bei anderen Randbedingungen auch geschieht.

Der Kostenfokus bedeutet jedoch nicht, auf städtebauliche oder architektonische Qualität zu verzichten. Er führt aber dazu, dass die Kosten nicht aus einem Projekt resultieren, sondern dass sich das Projekt aus dem zur Verfügung stehenden Budget entwickelt - ohne dabei Abstriche an der geplanten Qualität der Gesundheitsversorgung zu machen. Das erfordert agile Planungsprozesse, die mit dem bekannten Änderungswesen kaum mehr etwas gemein haben.

Die Umsetzung des Paradigmenwechsels

Der Paradigmenwechsel ist zunächst eine Sache der Einstellung. Das benötigt Zeit. Überdies braucht es neue Instrumente und Abläufe, um eine Veränderung zu bewirken. Ein erster Schritt: Die Spitaleigentümer und Betreiber beurteilen, welche Fläche einzelne Elemente ihrer Infrastruktur benötigen und welche Kosten sie verursachen. Diese Faktoren werden dann das zentrale Steuerungselement im Planungsprozess. Dieses Steuerelement bestimmt zunächst die strategische Planung und wird anschliessend zum massgeblichen Bestandteil aller Projektphasen: vom Wettbewerb über das Bewilligungsverfahren bis zur Ausführungsplanung.

DIE ZUKUNFTSGESTALTER

Ein Paradigmenwechsel hat viele Vorteile

- Kenntnis über Kostenelemente, Flächenkennwerte und treibende Faktoren ihrer Infrastruktur
- konstante Kostensicherheit vor und nach dem Wettbewerb und der Baueingabe bis hin zur Abrechnung
- ein agiles, qualitätssicherndes Verfahren
- Rechtssicherheit, auch wenn nach der Baubewilligung das Leistungsangebot bis zur Ausführungsplanung angepasst wird
- ein agiler Planungsprozess, dank dem Änderungen nicht als mühsame und teure Folgen wahrgenommen werden, sondern vielmehr als eine vorteilhafte Grundvoraussetzung

DER PARADIGMENWECHSEL IST ZUNÄCHST EINE SACHE DER EINSTELLUNG.

1. Die Infrastruktur steuert die Kosten

Kosten- und Flächenvolatilität innerhalb einer Spitalimmobilie

Die Baukosten einer Spitalimmobilie verhalten sich höchst volatil. Ihre Abhängigkeit von der Infrastruktur ist ungleich grösser als bei einer Wohnnutzung.

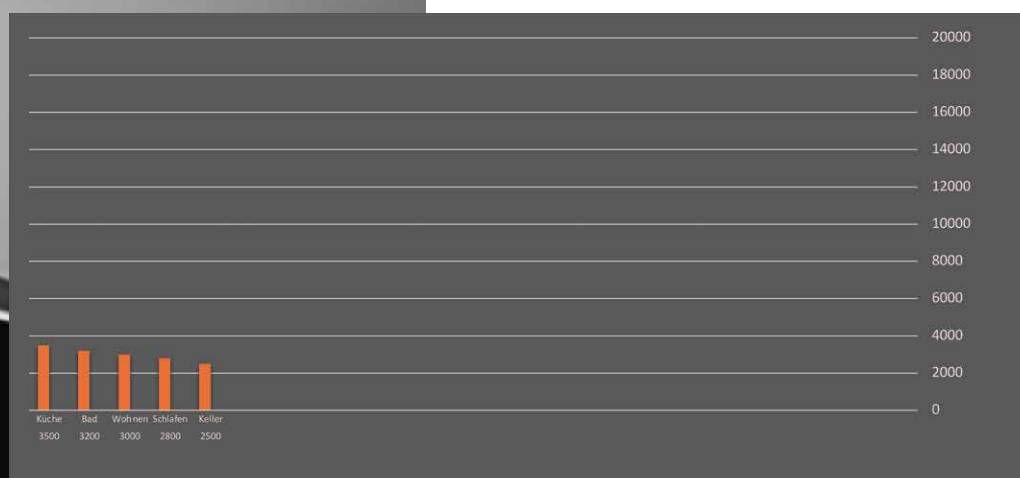
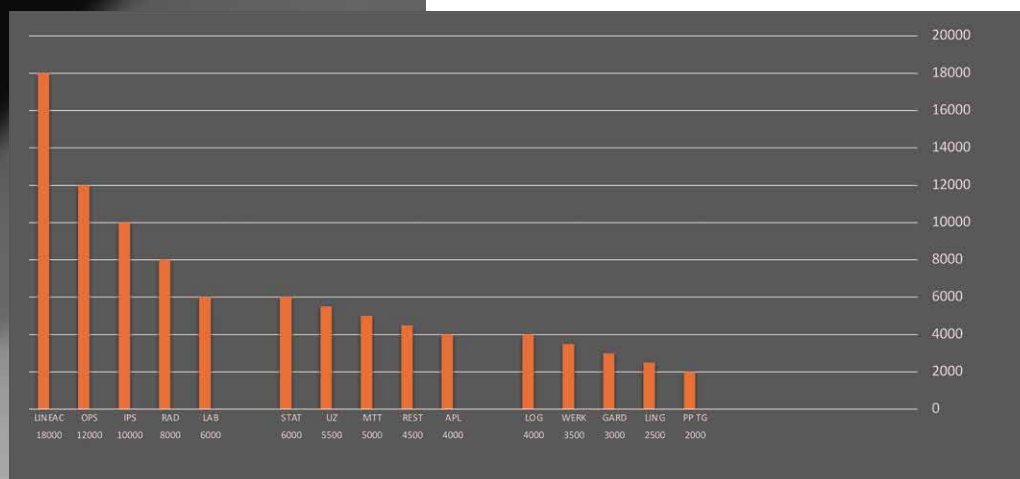
Beispiel Spitalimmobilie:

Das Erstellen einer Infrastruktur für die Behandlung mit Linearbeschleunigern (LINEAC), als hoch installierter Bereich, kostet ca. CHF 18'000.-/m²/GF. Die Errichtung einer Infrastruktur für Mitarbeitergarderoben, als niedrig installierter Bereich, kostet ca. CHF 3'000.-/m²/GF. Das ergibt eine Volatilität mit einem Faktor von 6.

Beispiel Wohnimmobilie:

Das Erstellen einer Infrastruktur für eine Wohnnutzung wie Küche oder Badezimmer, als hoch installierter Bereich, kostet ca. CHF 3'500.-/m²/GF, während dasjenige eines einfachen Schlafzimmers ca. CHF 2'800.-/m²/GF verursacht. Das ergibt eine Volatilität mit einem Faktor von 1.25.

Grafik 01: Kostenvolatilität innerhalb einer Spitalimmobilie

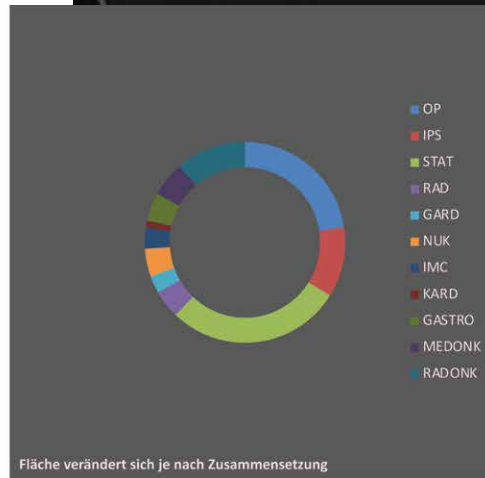
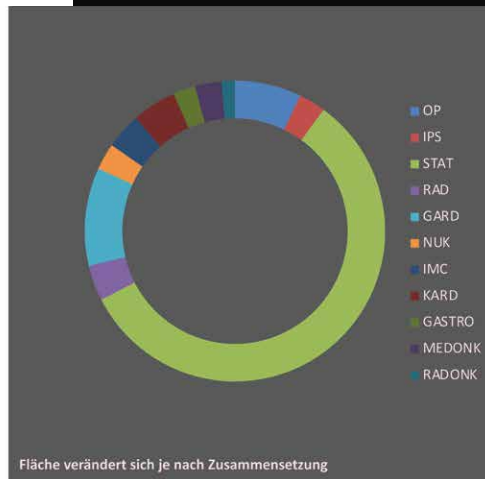


Grafik 02: Kostenvolatilität einer Wohnnutzung

Während bei einer Wohnnutzung die Verteilung von Wohnflächen im Verhältnis zu Küche oder Bad wenig Veränderungen bewirkt, zeigt sich die Verteilung von verschiedenen Nutzungen innerhalb einer Spitalimmobilie als höchst relevant für den Baukörper eines Spitals. Kurzum: Bei fixen Kosten wächst oder schrumpft die Spitalimmobilie je nach Zusammensetzung der verschiedenen medizinischen Nutzungen.

Das führt zur ersten Erkenntnis aus dem Paradigmenwechsel: Wenn sich das Leistungsangebot des Spitals während der Entwicklung verändert (und das tut es in der Regel) und die Kosten gleichbleiben müssen, wirkt sich das auf den Baukörper respektive das Volumen des Spitalgebäudes aus. Um diese Auswirkungen zu kontrollieren, werden zwangsläufig agile Planungsprozesse von den Vorphasen des Wettbewerbs über das Wettbewerbs- und Baubewilligungsverfahren bis hin zur Ausführungsplanung nötig.

Grafik 03: Flächenvolatilität bei fixen Kosten, wenn zum Beispiel ein grosser Anteil der Fläche «mittel installiert» umgesetzt wird



Grafik 04: Flächenvolatilität bei fixen Kosten, wenn zum Beispiel ein grosser Anteil der Fläche «hoch installiert» umgesetzt wird

2. Neue Bewertung von Altbekanntem

Ein Spital benötigt frühzeitig Kostenklarheit, also noch bevor die Projektierung überhaupt beginnt. Dazu braucht es vor allem eines: Geeignete Kennwerte zur Berechnung der Spitalinfrastruktur. Die Ausgangslage für diese Kennwerte basiert auf der Planung des Betreibers. Er weiss, wie viele Betten, welche Geräte der Radiologie, wie viele OP-Säle und Notfallknoten er benötigt. Meistens weiss er jedoch nicht, wieviel Fläche eine bestimmte Nutzung in Anspruch nimmt und welche Kosten eine solche Infrastruktur-Einheit letztlich verursacht.

Der neue Flächen-Kennwert (m²/GF):

Für den Flächen-Kennwert wird die Geschossfläche (GF, inkl. Erschliessung/Konstruktion etc.) verwendet, weil sie ohne Projektierung berechnet werden kann. Die Hauptnutzfläche (HNF) kann dagegen erst mit einem differenzierten Projekt berechnet werden.

Noch bevor mit der Projektierung begonnen wird, beantwortet der Flächenkennwert grundlegende Fragen: Wieviel Fläche braucht beispielsweise ein Bettenstellplatz für eine Pflegestation, inkl. sämtlichen Nebenräumen, Korridoren, Liften etc. oder wieviel Fläche benötigt ein Operationssaal, inkl. Ein- und Ausleitung, Rüstplatz, Sterilgutkorridor sowie sämtlichen Nebenräumen, Korridoren, Liften etc.?

Für jeden medizinischen Bereich werden Bezugsgrössen bestimmt. So zum Beispiel:

- Bett zur Flächen-Bedarfs-Berechnung der Pflegestation
- OP-Saal zur Flächen-Bedarfs-Berechnung der OP-Landschaft
- IPS-Bett zur Flächen-Bedarfs-Berechnung der IPS-Station
- Gerät zur Flächen-Bedarfs-Berechnung der Radiologie etc.

a) Hoch installierte Bereiche
(zwischen 6'000.-/m²/GF und 18'000.-/m²/GF)

- a. Linearbeschleuniger
- b. Operationssaal
- c. Intensiv-Pflegestationen
- d. Nuklearmedizin
- e. ZSVA
- f. HK-Labor
- g. Labor
- h. Radiologie
- i. Dialyse
- j. Therapiebecken etc.

b) Mittel installierte Bereiche
(zwischen 4'000.-/m²/GF und 6'000.-/m²/GF)

- a. Frauenklinik
- b. Allgemeine Pflegestation
- c. Untersuchungs- und Behandlungszimmer
- d. Gastroküche
- e. Restaurant
- f. Büro-Arbeitsplätze
- g. Konferenzräume
- h. Medizinische Trainings-Therapie etc.

c) Niedrig installierte Bereiche
(zwischen 2'000.-/m²/GF und 4'000.-/m²/GF)

- a. Garderoben
- b. Lingerie
- c. Bettenzentrale
- d. Zentrallager
- e. Werkstätten
- f. Unterirdische Parkplätze etc.

Innerhalb der Gliederung a-c werden die verschiedenen Nutzungen noch einmal differenziert bewertet. Mit dieser Gliederung lassen sich je nach Zusammensetzung der Nutzungen jeweils sowohl die durchschnittlichen Kennwerte pro Hauptgruppe als auch der Gesamtdurchschnitt aller Gruppen berechnen.

Der neue Kosten-Kennwert Nr. 2 (CHF pro Bett, Gerät oder OP-Saal als äquivalent zum Flächenkennwert)

Als zweiter Kennwert und zur Plausibilisierung werden die Kosten pro Bett, Gerät, OP und Arbeitsplatz etc. berechnet. Dieser Kennwert hat damit jeweils Gültigkeit für seinen Be-

reich wie das Bett für die Pflegestation, der OP-Saal für die OP-Landschaft usw.

Die Flächen- und Kostenkennwerte als Grundlage für die Projektierung

Mit den dargestellten Kennwerten kann der Betrieb bereits zu Beginn der

Projektierung festlegen, welche Infrastruktur er sich wünscht. Die Planen können anhand der Kennwerte einerseits die dafür benötigte Fläche und andererseits die resultierenden Kosten schnell berechnen. Eine eigentliche Projektierung ist für diese Berechnung noch nicht nötig.

3. Entwicklungssteuerung in Echtzeit

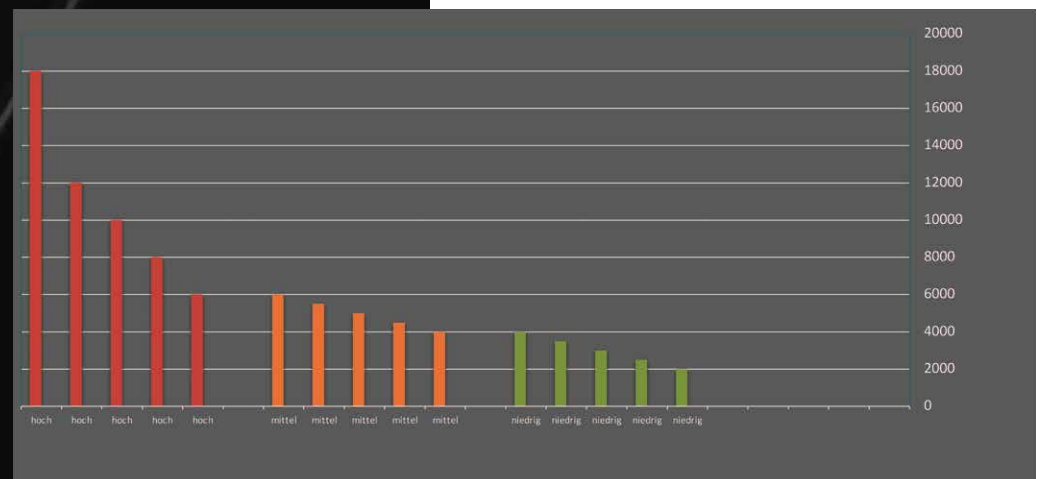
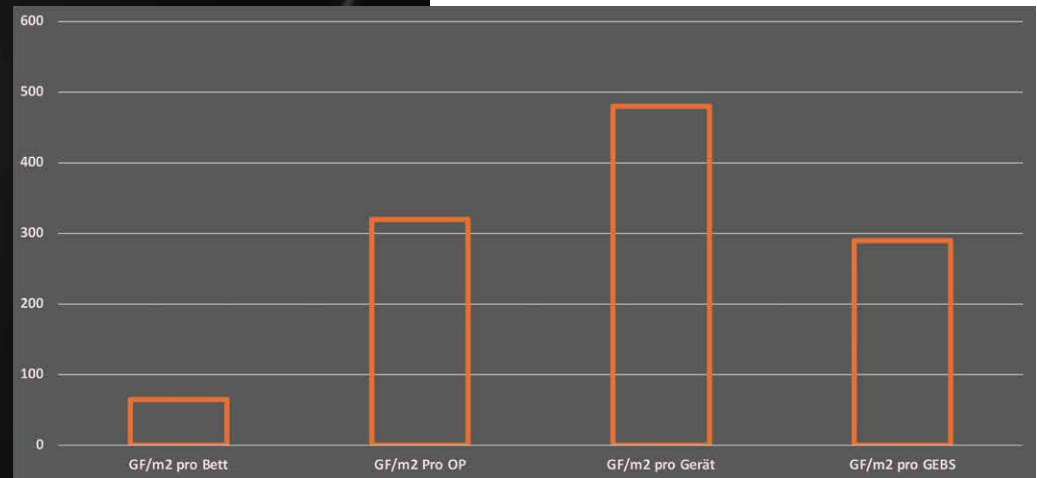
Die Erfahrung zeigt, dass das Raumprogramm bei der Entwicklung einer Spitalimmobilie lange nicht ganz klar ist und sich während der Projektierung ändern kann. Wenn die Kosten fix bleiben müssen, braucht es dazu ein Entwicklungssteuerungsinstrument.

Das Steuerungs-Instrument begleitet die Entwicklung in Echtzeit. Keine Sitzung, kein Projektschritt darf ohne das Steuerungs-Instrument stattfinden. Wenn sich das qualitative Leistungsangebot des Spitals ändert, verändert sich auch der Flächenbedarf bzw. die Flächenintensität. Weil die Kosten sich nicht verändern dürfen, muss das Quantitativ der vorgesehenen Leistungen angepasst oder das qualitative Leistungsangebot wieder überdacht werden, sprich die Kostenintensität wird angepasst.

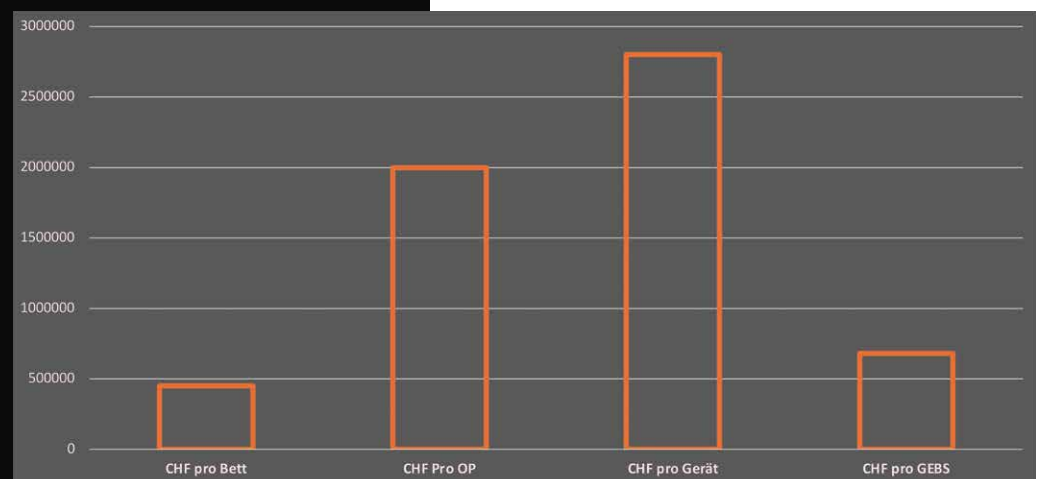
Wie das im Wettbewerbsverfahren aussieht, zeigt der Beschrieb eines neuen agilen qualitätssichernden Verfahrens (siehe Kapitel 04/05, Grafik 13).

Der erste Einsatz des Entwicklungssteuerungsinstruments erfolgt durch den Spital-Eigentümer oder den Betreiber. Dieser legt ein maximales bauliches Kostendach fest. Diese Aufgabe klingt einfacher, als sie tatsächlich ist. Sie wird selten rechtzeitig, vollständig und richtig ausgeführt. Jedoch ist dieser erste Schritt von grösster Wichtigkeit: Er stellt die Basis aller darauffolgenden Handlungen dar. Wird er nicht richtig ausgeführt, führt dies zu zeitaufwendigen und kostenintensiven Loop-Prozessen.

Grafik 05: Flächen-Kennwerte pro Bett, pro OP, pro Bett, pro Gerät etc.

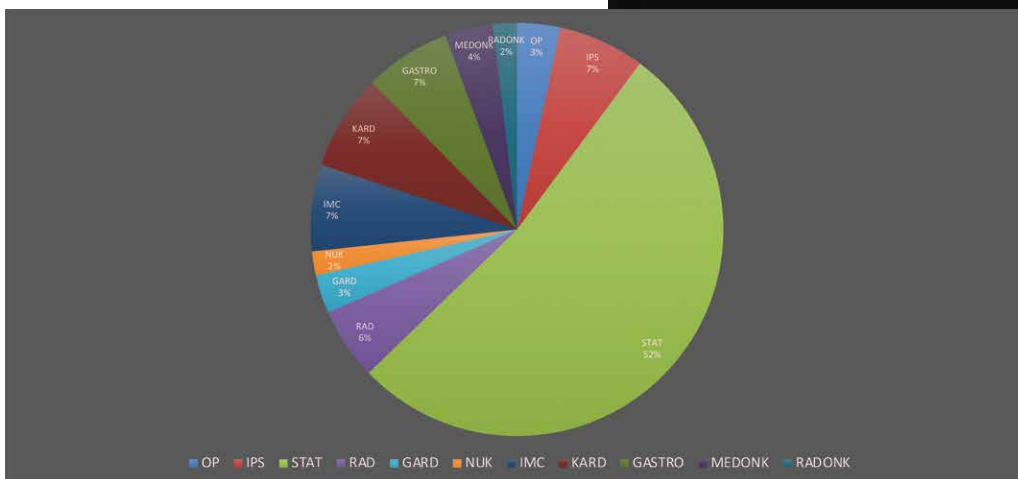
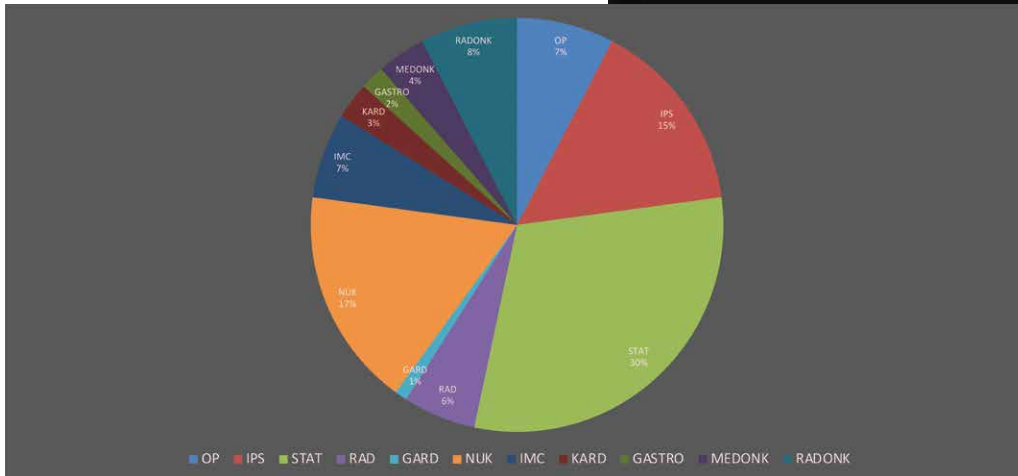


Grafik 06: Kosten-Kennwerte gegliedert in Nutzung und Intensität

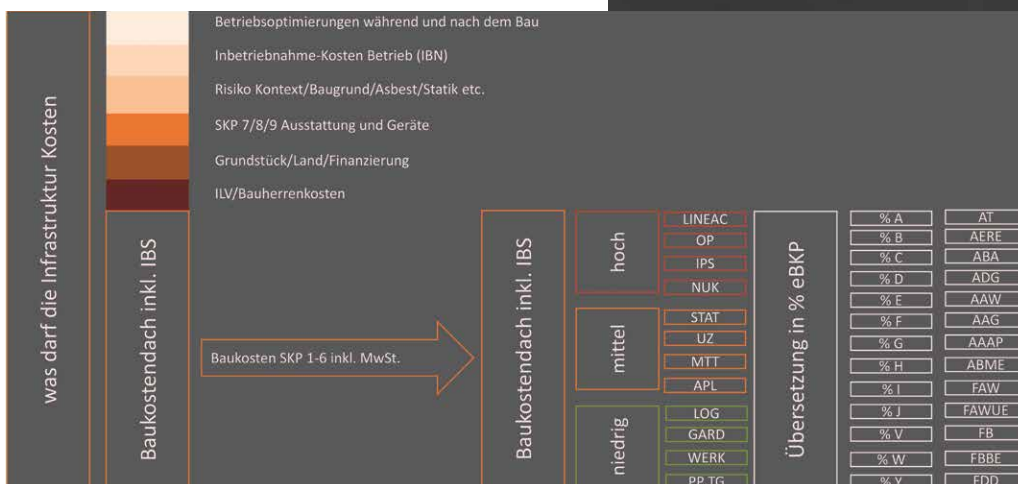


Grafik 07: Kosten-Kennwerte pro Bett, OP, Bett, Gerät etc.

Grafik 08: Das Entwicklungssteuerungs-Instrument, Kostenintensität



Grafik 09: Das Entwicklungssteuerungs-Instrument, Flächenintensität



Grafik 10: Evaluieren des maximalen Baukostendaches

Es folgt der zweite Schritt: Die Umsetzung des Projekts basiert auf der Wechselwirkung zwischen dem flexibel anpassungsfähigen Leistungsangebot und den daraus resultierenden Infrastrukturflächen. Dadurch kann sich der Flächenbedarf je nach Grösse und Verteilung der medizinischen Nutzungen verändern. Das Kostendach ist dabei allen Beteiligten bekannt und bleibt fix. Solange das Leistungsangebot des Spitals sich noch verändern kann, bleiben auch Städtebau und Architektur beweglich. Beweglich vor dem Wettbewerb und nach dem Wettbewerb, vor der Baueingabe und nach der Baueingabe. Eine ungeahnte Art der Flexibilität wird geschaffen - ohne zusätzliche Kosten.

ÄNDERUNGEN SIND NICHT EIN NOTWENDIGES
ÜBEL, EIN GRUNDSÄTZLICHES ÄRGERNIS ODER
EIN UNVERMÖGEN DES BESTELLERS;
SIE STELLEN DAS EIGENTLICHE PROGRAMM DAR.

Vorgaben bei der Ausschreibung - einige Gedankenanstösse:

- Ein verbindliches, maximales Kostendach
- Raster im Grundriss, X- und Y-Achse (zum Beispiel 1.40m, Flexibilität)
- Jedes Rasterfeld muss einen Wandanschluss an der Fassade ermöglichen (zum Beispiel 18cm,)
- Raumhöhen auf allen Geschossen gleich (zum Beispiel 4.40m)
- Minimale Korridorbreiten (zum Beispiel 2.40m)
- Fläche vor den Liften (Liftvorplatz)
- Anzahl Lifte im Verhältnis zur Geschossfläche
- Grösse und Masse der Lifte
- Triage von Räumen mit und ohne Tageslicht
- Die prozessorientierte räumliche Funktions- und Affinitätsmatrix ist einzuhalten

4. Ein Wettbewerb der anderen Art

Mit dem agilen Planungsprozess gehen Veränderungen in den Wettbewerbsverfahren einher. Einerseits sind die Zusammensetzung und die Aufgaben der Jury neu zu definieren. Andererseits müssen aber auch die Auswahlkriterien, die Rahmenbedingungen und die Beurteilungskriterien sowie deren Gewichtung überdacht werden. Das führt zu dem, was wir als neues, agiles, qualitätssicherndes Verfahren bezeichnen: In diesem Verfahren gilt die Einhaltung des Kostendaches als gleichwertiges Qualitätsmerkmal wie die Einhaltung der städtebaulichen und architektonischen Qualität.

Weil die Kosten nur dann eingehalten werden, wenn sich die Spitalimmobilie in ihrer Grösse stetig verändern darf, kann die Qualitätssicherung nicht auf einen statischen Zeitpunkt in Form von wenigen Jury-Tagen begrenzt werden. Vielmehr begleitet die Jury das Verfahren von der Entwicklung bis zur Ausführungsplanung. Sie beobachtet den Entwicklungsprozess eines sich ständig verändernden Projekts, statt es nur einmalig zu beurteilen.

Das Wettbewerbsprogramm

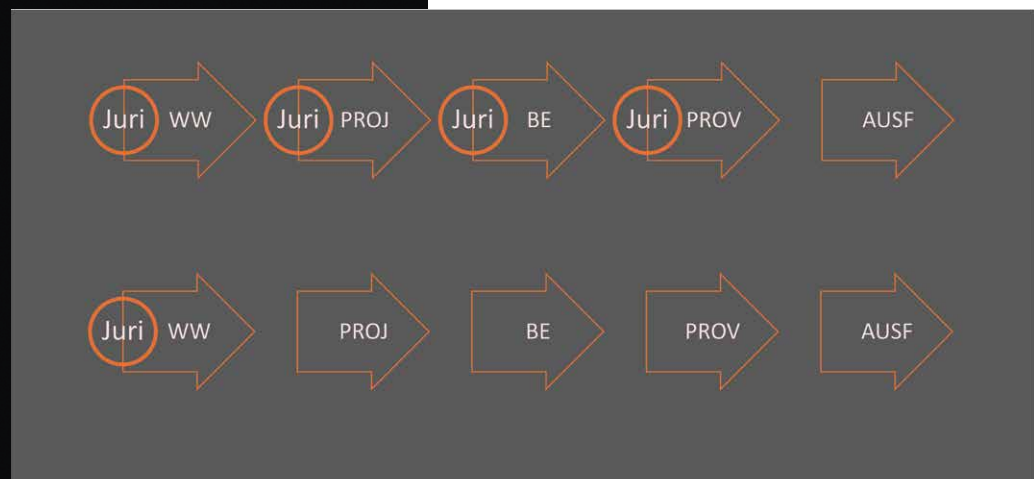
Eine Spitalimmobilie steht im Spannungsfeld von standardisierten Räumen und komplexen betrieblichen Abläufen. Begleitet wird dieses Spannungsfeld von übergreifenden gebäudetechnischen Anlagen mit hohen Anforderungen. Das oberste Ziel: Dem Wohl der Patienten und zugleich dem Arbeitsumfeld für die Angestellten Genüge zu tun.

Bei einem Wettbewerb im Spitalbau braucht es wesentlich umfassendere Regeln als beim Wohnungsbau. Die ausschreibende Stelle sollte zum Beispiel die standardisierten Räume detailliert vorgeben. Die Anbieter sollen für bewährte Raumdispositionen nicht das Rad neu erfinden müssen - oder dürfen. Vielmehr sollen sie diese Standardräume in einer hohen Qualität verorten und mit den nicht standardisierten Räumen ergänzen. Die Entwurfskraft soll sich weder auf standardisierte Räume noch auf einen von den Spitalbedürfnissen abgekoppelten Entwurf richten. So bleiben mehr zeitliche und kreative Ressourcen für qualitative städtebauliche und architektonische Veränderungen.

Die Jury

Ein Wandel beim Spitalbau fordert auch einen Wandel derjenigen, die den Bau beurteilen. Beispielsweise soll die Jury neu die Kosten als parametrisches Entwurf- und Steuerungselement bewerten. Auch die agile Veränderungsqualität des Städtebaus und der Architektur gilt es dabei zu beachten. Bereitschaft zur Veränderung und Flexibilität sowie ein tiefes Verständnis für spitalinterne Betriebsprozesse sind dabei nicht nur wünschenswert, sondern absolut notwendig - seitens der Jury sowie der Anbieter. Denn Architektur und Städtebau, die der Selbstverwirklichung dienen, sind im Spitalbau fehl am Platz. Stattdessen wird der Realisierungsprozess von einem Dialog zwischen Anbieter und Betreiber gekennzeichnet. Neue Fähigkeiten sind also gefragt. Das wird eine neue Zusammensetzung der Jury zur Folge haben. Auch deren Tätigkeitsfeld wird sich verändern: Statt zu Beginn einen endgültigen Entscheid zu fällen, soll sie die Entwicklung der Spitalimmobilie bis zur Ausführungsplanung begleiten.

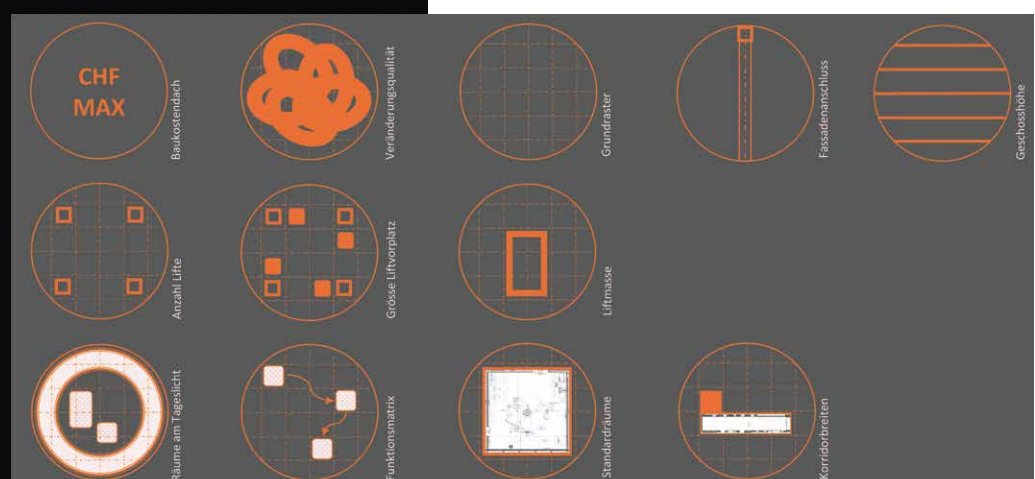
Grafik 11: Oben das agile qualitätssichernde Verfahren, unten die heutige Praxis



Beispiele von Zahl und Gestaltung der standardisierten Räume (sind im Mst. 1:20 als Dispoplan vorgegeben)

- Operationssaal
- Untersuchungs- und Behandlungszimmer
- Notfallkoje
- Notfall-Disposition mit Leitstelle und Triage
- Patientenzimmer
- Patientenbad
- Dialyseplätze (Liegestellplatz-Konzept)
- Sectio
- GEBS
- Leitstellen
- Wartebereiche
- PAT
- MR-, CT-, PET-CT- und LINEAC-Raum, Angio, Kard-Angio, Röntgen etc.
- Büroarbeitsplatz-Konzept (Multispace oder dergleichen) etc.

Für alle Nachweise sind Beispiele zu zeigen, welche nicht nur demonstrieren, was gebaut wurde, sondern auch, wie der Bau zustande kam.

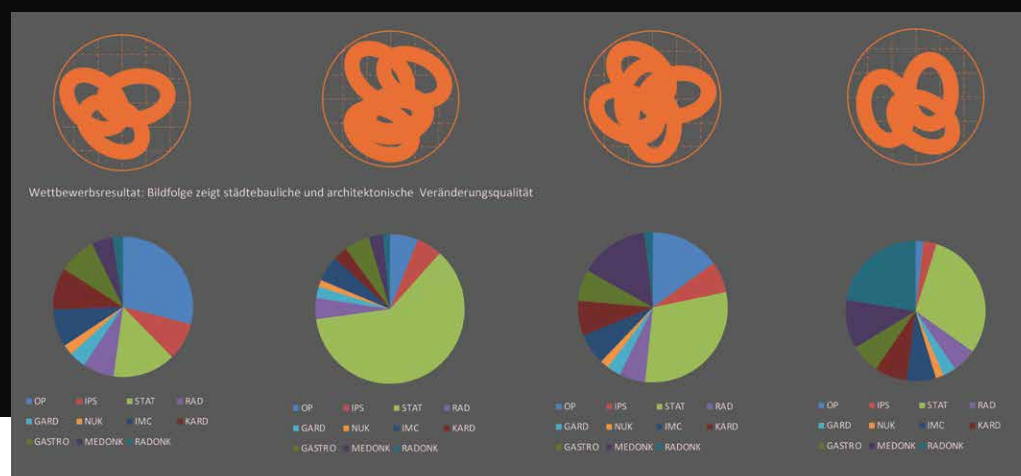


Grafik 12: Vorgaben im Wettbewerbsprogramm

5. Ein Wettbewerb der Prinzipien

Während die heutigen Wettbewerbsresultate eine fertige städtebauliche und architektonische Lösung zeigen, soll das neue Wettbewerbsresultat ein städtebauliches und architektonisches Prinzip zeigen. Ein Prinzip, das sich in seiner Grösse und Form verändern kann, ohne dabei an Qualität einzubüssen.

Damit ist im Wettbewerb nicht die Eingabe eines praktisch fertiggestellten und starren Projektes gefragt, sondern das Entwickeln eines agilen Prinzips. Dieses zeigt die städtebauliche Verträglichkeit der Bauten in verschiedenen Zuständen, also mit grösseren und kleineren Bauvolumen. Das soll sich nicht in klassischen Etappierungen oder Varianten äussern. Vielmehr soll das Projekt als konzeptioneller, beweglicher Organismus entworfen werden. Heute legen die Anbieter der Jury meist Bilder aus verschiedenen Perspektiven von ein und demselben Gebäude vor. Zukünftig soll mit einer Bildfolge dargestellt werden, wie sich das Projekt in verschiedenen Zuständen verändert. Die Grundlage für die Veränderung und Steuerung dieses beweglichen Organismus ist dabei das dargestellte neue Entwicklungssteuerungs-Instrument mit seinen Flächen- und Kostenkennwerten. Daraus ergibt sich die Veränderungsqualität eines Wettbewerbsprojekts.

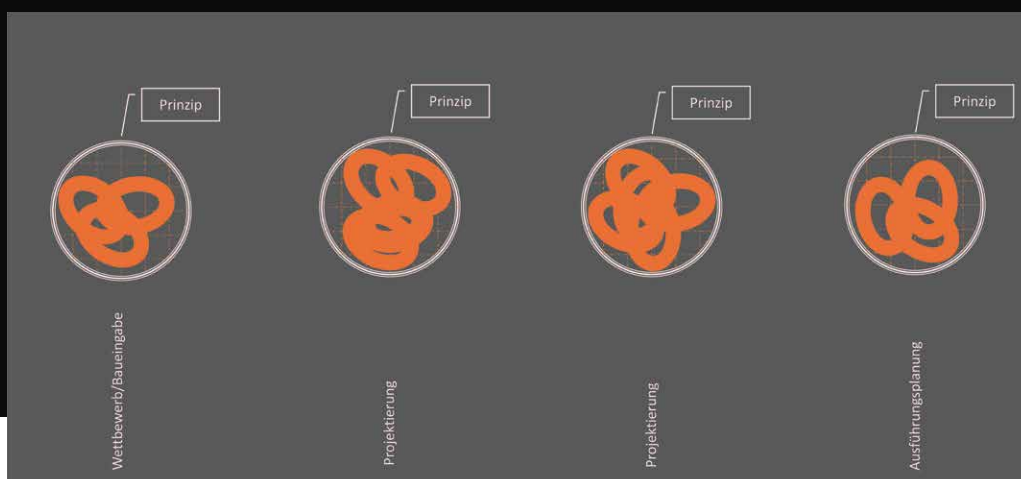


Grafik 13: Das Wettbewerbsresultat zeigt eine Bildfolge der städtebaulichen und architektonischen Veränderungsqualität

6. Auch Wandel lässt sich werten

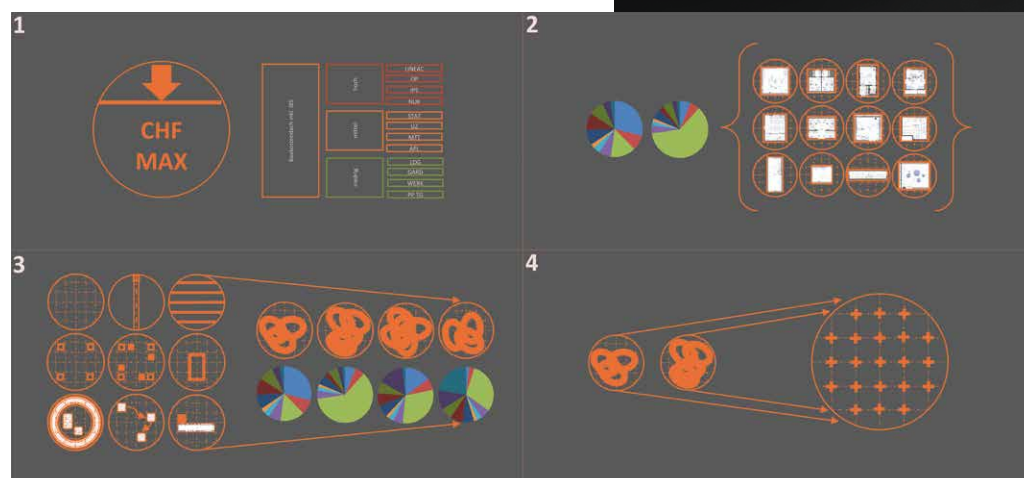
Veränderung braucht Zeit. Das baurechtliche Verfahren kann nicht von einem Tag auf den anderen verändert werden. Hemmi Fayet ist jedoch der Meinung, dass nicht nur ein weitgehend fixiertes Projekt, sondern auch ein beweglicher Organismus im Rahmen der geltenden rechtlichen Voraussetzungen bewilligt werden kann. Entscheidend für die Bewilligungsfähigkeit ist dabei, dass für die Behörden und die anderen Anspruchsgruppen klar ist, wie das Projekt in seinen maximalen Ausdehnungen und Auswirkungen auf die Umgebung aussehen könnte.

Die Bewilligungsbehörde prüft das Projekt unmittelbar nach dem Wettbewerb. Sie bewilligt damit ein Projekt, das sich je nach dem noch verändern wird - selbstverständlich innerhalb der baurechtlichen Vorgaben. Bewilligt wird die ausgelobte Bildfolge des Veränderungsprinzips. Die Voraussetzung, dass die Jury den Veränderungsprozess bis zur Ausführungsplanung begleitet, kann dabei als Auflage verfügt werden. So ist gewährleistet, dass bei allen Veränderungen die städtebauliche und architektonische Qualität erhalten bleibt. Damit wird auch für den Spitalbetrieb eine Rechtssicherheit geschaffen.



Grafik 14: Die Baubewilligung wird unmittelbar nach dem Wettbewerb erteilt. Bewilligt wird das Veränderungs-Prinzip. Änderungen innerhalb des Prinzips sind rechtskräftig bewilligt.

Grafik 15:
Mögliche Entwurfsaufgabe an den Hoch- und Fachhochschulen
für Architektur



7. Bewegung beginnt bei Bildung

Der von uns propagierte Kostenfokus und die Anwendung des beschriebenen Entwicklungssteuerungs-Instruments erfordert auf lange Sicht ein neues Ausbildungsprogramm auf allen Ebenen. Neben den Hochschulen für Architektur sind auch die Bauherrschaften und die involvierten Behörden miteinzubeziehen.

Hochschulen für Architektur sollten kostengesteuertes Entwerfen im Lehrprogramm zu einer weiteren Königsdisziplin erklären, so wie sie das heute für den Städtebau und die Architektur tun. Das Entwerfen von sich verändernden Projekten muss erlernt und geübt werden. Folgende Fragestellungen sollten dazu gestellt werden:

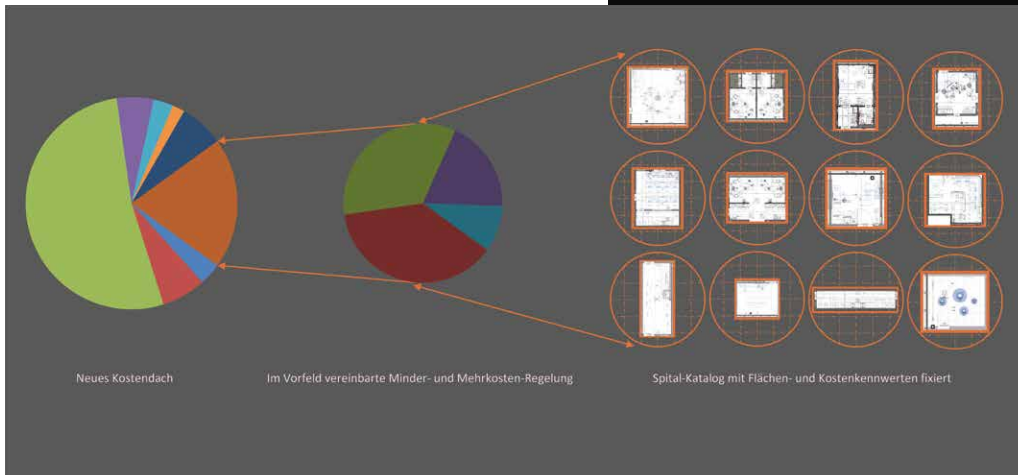
- Was zeichnet einen guten Städtebau und eine gute Architektur aus, die sich stetig verändern sollen?
- Über welche Qualitäten muss eine dementsprechende Bildfolge, also das zukünftige Wettbewerbsresultat, verfügen?

- Welche neuen Werte und Inhalte sind zu schaffen?
- Was heisst ein «sich stetig veränderndes Objekt» im städtebaulichen Kontext?
Und für den architektonischen Ausdruck?
- Welchen Einfluss hat dieses dynamische Objekt auf die Konstruktion?

Das Lehrprogramm sollte die Studenten im Hauptfach «Entwurf» in Kosten ausbilden. Kosten sind kein blosses, an die Praxis angenähertes Nebenfach mehr, sondern ein theoretisches und wissenschaftliches Entwurfsthema im Hauptfach, welches genauso zur Kreativität des Architekten gehört wie die Gestaltung der Fassade oder die Wirkung des Gebäudes im Raum. Es gibt keinen Entwurf mehr, ohne die Kosten zu bedenken. Die Hochschulen bilden damit kostenparametrisches Entwerfen aus. Das Fach könnte als «Kostenparametrischer Entwurf im agilen Planungs- und Bauprozess» bezeichnet werden. Jeder Auszubildende verinnerlicht sich somit, dass seine Entwurfshandlung Kosten verursacht.



Grafik 16: Change Management



8. Veränderung ist kontrollierbar

Das eigentliche Change Management betrifft nicht mehr die Veränderung des Projekts, sondern die Veränderung des Kostendachs, beispielsweise weil der Businessplan und das beabsichtigte Leistungsangebot höhere Investitionen rechtfertigen oder - auch das soll möglich sein - das Budget verkleinert werden muss.

Ein Blick auf die Praxis: Insgesamt lassen sich sämtliche medizinischen Nutzungen in ca. 60 Module einteilen. Diese werden in einem für alle verbindlichen Katalog erfasst und in drei Kostenintensitätsstufen gegliedert: in hoch, mittel und niedrig installierte Module. Innerhalb dieser drei Grobstufen werden die einzelnen Module nochmals differenziert.

Somit erhalten alle ca. 60 medizinischen Nutzungen einen Kostenkennwert pro m² Geschossfläche. Kommen zu dem bestehenden Kostendach neue medizinische Nutzungen dazu oder entfallen solche, ist der Kennwert und damit auch Minder- und Mehrkosten einer solchen Veränderung allen Beteiligten bereits im Vorfeld bekannt.

Dieses Vorgehen wird verhindern, was in der Praxis regelmässig vorkommt: Während Erweiterungen immer unverhältnismässig hohe Zusatzkosten bewirken, wird bei Reduktionen kaum gespart, weil sich die Projektbeteiligten auf jede Einsparung stürzen, um Mehrkosten in ihren jeweiligen Bereichen kompensieren zu können.

M3

Etwas mehr als 32 Jahre ist es her, als die Berliner Mauer, die den Westen vom Osten trennte, gefallen ist. Trotz Wiedervereinigung im Jahr 1989 zeigt der Stadtteil im Osten Berlins immer noch deutliche Spuren einer verlorenen Zeit. In Leipzig ist das anders. Ganz

ARCHITEKTEN

«LEIPZIG FRAGT NICHT NACH HERKUNFT,
SONDERN ÜBT SICH IN ZUVERSICHT»

anders. Wie ein Phönix ist die Stadt aus der Asche gestiegen und hat in rekordverdächtiger Geschwindigkeit das Aschenputtel zu einer urbanen Prinzessin gemacht, zu einer Stadt, die eine grosse Begehrlichkeit weckt, hier zu leben. Basil Düby hat als Architekt am rasanten Wiederaufbau teilgenommen. Der Leipziger Glaube an die Zukunft hat sich auf seine Arbeitsweise übertragen. Für ihn zählt die Zuversicht und nicht das Zaudern und Wehklagen über Vergangenes und Entgangenes. Das widerspiegelt sich in den Bauten von m3 Architekten: Es sind mit viel Liebe gemachte Verschnaufpausen vom Austauschbaren.

Frank Joss: Rem Koolhaas meint anlässlich seiner Ausstellung «Countryside, The Future», die wahre Zukunft wird auf dem Land wohnen. Fiktion oder schon bald Wirklichkeit?

Basil Düby: Rein ökonomisch betrachtet, denke ich nicht, dass es so sein wird. Auch ökologisch ist es fraglich, da das Leben auf dem Land für eine laufend zunehmende Population eine enorme Infrastruktur erfordert. Mit Blick auf die Entwicklung - zumindest in unseren Breitengraden - stellt man fest, dass die bevorzugte Wohnlage wechselweise in der Stadt und auf dem Land ist. In den 70er-Jahren war das Einfamilienhaus, und damit das Wohnen im Grünen, das erstrebenswerte Modell. Es folgte ein Wandel in Richtung Stadt. Und das urbane Leben war das Nonplusultra. Nun, nicht zuletzt wegen Corona, Homeoffice und Besinnung auf wesentliche Lebensqualitäten, ist das Leben auf dem Land wieder attraktiv und in der Nachfrage steigend.

Simon Künzler: Wir wohnen in einer Stadt, in welcher man nur das Gegenteil wahrnimmt und das in unterschiedlichsten Erscheinungsformen. Es gibt zu wenige Wohnungen in der Stadt. Auch sollten



» UNSERE ARCHITEKTUR IST EIN KLARER RAHMEN, IN DEM SICH DIE NUTZER ENTFALTEN KÖNNEN – UNABHÄNGIG VON WELTANSCHAUUNG ODER RELIGION. WIR DENKEN ARCHITEKTUR AUS DER SACHE HERAUS.«

Interview: Frank Joss
Foto: Denise Ackerman

die neu zu schaffenden für ganz unterschiedliche soziale Milieus funktionieren. Es braucht aber auch ein Konzept für einen wirksamen Lärmschutz. Die vielen attraktiven Räume und Plätze sollten öffentlich gemacht werden, um die emotionale Seite Zürichs zu stärken.

Der gleiche Mann, der in seinem Manifest «Delirious New York» die Stadt so radikal verherrlichte, hat eine 180 Grad Kehrtwende gemacht und sieht unser Seelenheil auf dem Land: «Viele Menschen erleben nie - oder viel zu selten - die olfaktorische Sensation eines Kuhstalls. Diesen Geruch von Mist, Gülle und Tierfell, der sich schon nach wenigen Minuten des Stallbesuchs so in der Kleidung festsetzt», so Rem Koolhaas. Simon Künzler: Wenn ich die Stadt verlasse, spüre ich diese olfaktorische Offenbarung. Das Gesichtsfeld weitet sich. Die Farben werden intensiver, die Gerüche werden unterschiedlicher. Zum Teil werden archaische Sinneseindrücke aktiviert. Aber von Seelenheil würde ich nie reden. Es ist doch die Spannung, die von der Wechselwirkung zwischen Stadt und Land ausgeht.

20 Jahre m3 Architekten, was löst dieses Jubiläum in Ihnen aus? Stolz? Genugtuung? Zufriedenheit?

Basil Düby: Stolz? Genugtuung? Zufriedenheit? Trifft alles zu. Doch beim Glücksgefühl möchte ich ein wenig ausholen. Als Student habe ich mich immer wieder gefragt, was ich Mitte Dreissig wohl machen werde. Mit grosser Zufriedenheit kann ich heute noch sagen, mit der Architektur die richtige Berufswahl getroffen zu haben. Ein Wermutstropfen fällt schon noch vom Tisch - über das Bedauern, wie schnell doch 20 schöne und erfüllte Jahre vergangen sind.

Simon Künzler: Mit dem Gedanken an Vergangenes überkommt mich schon eine gewisse nostalgisch geprägte Wehmut. Beim Zurückgehen in die Vergangenheit beschleicht mich das Gefühl, früher viel freier gewesen zu sein für eine neue Aufgabe. Die baugesetzlichen Auflagen waren ja noch nicht so verdichtet. Ja, jeder noch so kleine Arbeitsschritt war von Neugierde umschmeichelt, vom Aufbrechen zu neuen Ufern, vom vibrierenden Tanz der Improvisation.

Wie feiern Sie das 20-jährige Jubiläum?

Basil Düby: Wegen Corona ist eine Feier leider nicht möglich. Schade. Wir sind gut im Feiern. Und wer weiss, vielleicht ist es ja bald möglich, im begrenzten Rahmen kleine Sternstunden zu feiern. Jedenfalls habe wir da was im Kopf, wie kreativ die Champagnerkorken knallen sollen.

Basil Düby

Simon Künzler

DIE WEITSICHTIGEN

Hypothese I: Sie haben alles Geld der Welt, freie Bahn und können ein Objekt bauen. Wo steht dieses und was verbinden Sie damit?

Simon Künzler: Ohne falsche Bescheidenheit - es wäre kein Objekt, das nur meiner eigenen Glückseligkeit diene. In meiner Idealvorstellung ist es ein Mehrgenerationenhaus mit Gemeinschaftseigentümern; gebaut mit nachhaltigen, grundsoliden und ehrlichen Materialien. Low-Tech for Aesthetics - und das mitten in der Stadt Zürich. Das sollte für mehrere Generationen, über einen langen Zeithorizont zugänglich sein.

Basil Düby: Singapur. Beispielsweise ein Wohnbauprojekt wie die visionäre und moderne Apartmentsiedlung «The Interplace» von OMA und Ole Scheeren. Damit verbunden das Anlegen einer verdichteten, ökologischen und ökonomischen Mixed-use-Megastruktur. Sie umfasst das Wohnen, Arbeiten, Einkaufen, Sport, Kinderbetreuung, umgeben von einem gemeinsam nutzbaren Aussenbereich, in dem ein Gefühlsmensch aufatmen kann, sobald er ihn betritt.

Hypothese II: Für welche weltbedeutende Persönlichkeit, das kann auch eine historische sein, möchten Sie ein Haus bauen?

Simon Künzler: Für Roger Moore. Heute kennen wir ihn als Prototypen des britischen Gentleman, doch um ein Haar hätte er einen ganz anderen Karriereweg als die Schauspielerei eingeschlagen. Eigentlich wollte der Sohn eines Polizisten und einer Kassiererin nämlich Zeichner werden und liess sich dafür an der Londoner Kunstschule ausbilden. Nach seinem Abschluss arbeitete er für ein Trickfilmstudio. Mir gefällt es, welche Kurve er für sein Leben gefahren hat. Ganz abgesehen davon, dass er der beste aller James Bond war.

Basil Düby: James Bond. Michelle und Barak Obama. Banksy. Elon Musk.

Wann ist Nachhaltigkeit eigentlich wirklich nachhaltig?

Simon Künzler: Wenn spätere Generationen das Objekt in seiner Nachhaltigkeit ebenfalls noch als nachhaltig einstufen. Dementsprechend glaube ich an Nachhaltigkeit, aber würde mich nie versteifen auf eine Architektur, die nur nachhaltig ist.

Basil Düby: Wenn etwas gut gestaltet, gut gemacht, von guter Qualität und langlebig ist und darum allgemein geschätzt und erhalten wird.



»DIE VIELEN ATTRAKTIVEN
RÄUME UND PLÄTZE SOLLTEN
ÖFFENTLICH GEMACHT WER-
DEN, UM DIE EMOTIONALE
SEITE ZÜRICHS ZU STÄRKEN.«

Basil Düby, was lehrte Sie die Zeit, die Sie in Leipzig verbracht haben?

Mich fasziniert, wie Leipzig nicht nach Herkunft fragte, sondern sich in Zuversicht übte. Trotzdem ein Blick retour: Die Stadt hat das Prädikat des Wilden Ostens mit schillernden Figuren, die am Wandel beteiligt waren: Beispiel Dr. Jürgen Schneider. Ein Hochstapler, der ein Fünf-Milliarden-Kreditschuldenloch hinterliess und trotzdem für die Entwicklung der Stadt Leipzig ein «Glücksfall» war. Es war interessant, Leipzig als Zeitzeuge zu erleben, zu sehen, in wie kurzer Zeit eine Stadt verwandelt und saniert werden kann. Nicht alles ist auf Anhieb gelungen, doch nach rund 30 Jahren ist aus Leipzig ein wahres Bijou geworden. Sein grosses Potenzial basiert auf der Gründerzeitarchitektur. Leipzig verfügt über die meisten Jugendstilbauten Deutschlands und über einen spannenden geplanten Stadtgrundriss mit Ringstrassen und radialen Ausfallstrassen. Die Kreissegmente zwischen den Ausfallstrassen sind in einem orthogonalen Raster bebaut. Auch die klaren Blockrandbebauungen, die sich zu den Parks zunehmend auflösen und deren Baufelder letztlich nur noch von herrschaftlichen Villen besetzt werden, sind eine grosse architektonische Geste. In Leipzig habe ich das Leben und den Wandel sehr genossen. Ich freue mich, wie international die Stadt geworden ist und dass sie langsam Berlin den Rang abläuft. In Leipzig waren, was für einen Schweizer ungewöhnlich ist, die Spuren der Neugeschichte überall ersichtlich. Brandmauern, Einschusslöcher, Granateinschlagspuren auf Gehweggranitplatten aus der Zeit des zweiten Weltkrieges, die verlotterten Plattenbausiedlungen und typgleichen Infrastrukturbauten aus der DDR Zeit. Dann eine wahre Augenweide: die verkommenen Jugendstil- und Industriebauten - alle von Braunkohlestaub überzogen und all die gepflasterten Strassen, mitunter in Holz gefertigt. Leipzig ist ein lang verborgener Schatz, der nun wieder erstrahlt und viele politische Ränkespiele kraftvoll weggesteckt hat.



Architekten machen mit Ihrer Arbeit auch klare Statements, indem sie durch ihre Bauten nicht nur eine Lebensweise vorgeben, sondern damit auch politische Haltungen und Weltanschauungen. Welches ist Ihre Botschaft, die Sie mit Ihrer Architektur an die Gesellschaft weitergeben möchten?

Basil Düby: Unsere Architektur ist ein klarer Rahmen, in dem sich die Nutzer entfalten können - unabhängig von Weltanschauung oder Religion. Wir denken Architektur aus der Sache heraus. Natürlich sind wir von unserem Kulturkreis geprägt, ebenso von unserer Denkweise und den Entscheidungsketten, die zu unserer Architektur gehören.

François Jullien, der Sinologe und Philosoph, meint: Es gibt keine kulturelle Identität, es gibt nur kulturelle Ressourcen. Identität ist ein latent oder auch offen ausschliessender Begriff. Wenn wir stattdessen von Ressourcen sprechen, dann schliessen wir ein. Wo stehen Sie zum Begriff Identität?

Simon Künzler: Jedes soziale Wesen hat eine Identität. Diese wird natürlich auch in dessen kulturellem Umfeld geformt. Das heisst für mich aber auch, die kulturelle Identität ist nur ein Teil unserer Identität und wir haben noch viele andere Parameter, die unsere Identität ausmachen, die in einem ganz persönlichen Fundus begründet sind.

Basil Düby: Ich sehe die Denkweise von François Jullien - sie ist klug. In seinem Fall geht sie von grundsätzlich verschiedenen Kulturkreisen aus, in denen er sich bewegt und forscht. Daher ist «ausschliessend» und «einschliessend» spürbarer. Identität hat für mich mit Prägung zu tun, die natürlich mit der Kultur und der Gesellschaft, in der man aufwächst, eng verbunden ist. Man ist geformt von der Kultur und identifiziert sich mit ihr und ihren Mitgliedern - ein ganz natürlicher Prozess. Die kulturelle Identität prägt auch mein Handeln und meine Wertvorstellungen, die für mich das Hier und Jetzt bestimmen und von Dritten wohl auch gut verstanden werden.

DIE WEITSICHTIGEN

EFH Goldküste_Nebau

Das Grundstück verfügt über hervorragende Lage- und Sichtqualitäten. Die Organisation der Situation und des Gebäudes beruht auf einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Ort, der Topographie und der Sicht. Es wurden bewusst alle bewohnten Räume auf dem oberen Plateau angesiedelt – ausgerichtet auf das einmalige Panorama. Der Winkelbau von 25 x 25 Meter besetzt die nördliche Parzellenecke und weist durchgehend eine Raumhöhe von 2.70 – 3.20 Metern auf. Die beiden Gebäudeflügel schirmen den Aussenraum gegen Schall und Einsicht ab und schaffen die gewünschte Privatsphäre. Verschiedene gedeckte Terrassen im Erd- und Obergeschoss ermöglichen das geschützte Verweilen entsprechend den Tageszeiten und dem Sonnenstand. Die an das Sockelgeschoss anschliessenden Stützmauern generieren den grossen Garten mit Spielflächen. Die Lage des Pools und des Gartensitzplatzes sind hinsichtlich der Besonnung – morgens bis abends – ideal. Ein Oberlicht über dem Treppenauge inszeniert das Treppenhaus bis ins Untergeschoss. Die Materialisierung ist dezent gehalten und ist von angenehmer Haptik. Grosse Fenster, der Versatz zwischen den Geschossen und die partiell im Bereich der Auskragungen eingesetzte Holzverschalung beleben die Fassade. Minergiestandard und Erdsonden sorgen für geringe Betriebskosten. Die Umgebung wurden im Einklang mit der Architektur landschaftsarchitektonisch sorgfältig entwickelt, gestaltet und ausgeführt.



Es gibt Architektur, die mit minimalstem Aufwand, maximale Funktionalität, Raum- und Lichtqualität erreicht. Sie dient dem Wohlbefinden der Menschen. Diese Qualität gilt auch für die Aussenräume und die Stadtentwicklung. Was will Ihre Architektur?
 Basil Düby: Im Grunde genommen entspricht diese Beschreibung ziemlich genau unserer Architektur. Gegenwärtig ist Verdichtung ein grosses Thema, was dazu führt, dass Grundstücke maximal ausgenutzt werden und die Umgebung zum Abstandgrün verkommt – speziell bei Mehrfamilienhäusern. Wir versuchen Antworten auf diesen Trend zu geben, indem wir unkonventionelle Wohnkonzepte entwickeln und den Bewohnern Komfort im Sinne von «Eigenheimqualitäten im Mehrfamilienhaus» bieten. Stichwort: Privatsphäre, Entflechtung, individuelle Erschliessung von Wohnungen. Ein spezielles Augenmerk richten wir auf den Aussenraum und zwar schon zu Beginn des Entwurfs. Es handelt sich bei uns nicht um eine Restfläche, sondern um einen landschaftsgärtnerisch sorgfältig zu gestaltenden Raum, von dem der Erfolg des Gesamtprojekts mass-

gebend abhängt, da Architektur und Landschaftsarchitektur für uns zwingend zusammengehören.

Das Moriyama-Haus des japanischen Architekten Nishizawa ist eine Art Fortsetzung dessen, was im alten Tokio üblich war: Die Menschen bildeten eine Gemeinschaft. Sie lebten auf der Strasse. Sie teilten sich ihren Lebensraum. Das war lange vor der Generation Suburbia, vor Toyo Ito, sogar vor dem Krieg. Es hat auch nichts mit dem Leben auf dem Lande zu tun. Nein, es ist eine Form des städtischen Zusammenlebens aus früheren Zeiten. Nishizawa ist der Ansicht, dass sich Nachbarschaft zu einer neuen Lebensform entwickeln wird. Also sollten Architekten nicht einfach Häuser entwerfen, sondern eine Atmosphäre zum Leben. Einverstanden?
 Basil Düby: Ich habe mich mit dem Projekt befasst und finde es für Japan – speziell für Tokio – einen interessanten Ansatz, der klar auf der japanische Tradition beruht. Und mit der Frage bin ich mehr als einverstanden. Vor kurzem habe ich wieder mal das kleine Buch

DIE WEITSICHTIGEN

MFH Zürichberg_Umbau

Umbau eines Stadthauses aus dem Jahre 1909. Das Haus und der Garten sind im kommunalen Inventar der Denkmalpflege verzeichnet. Die hellen Wohnungen verfügten über viel Charme: Glaseingangstüren, grosses Entrée mit eingebauter Garderobe, wohlproportionierte Zimmer, Türen mit Glasoblichtern, schöne Bodenbeläge und hohe Räume. Die vorgefundenen Qualitäten wurden erhalten und durch moderne Elemente ergänzt. Die Grundrisse der 5.5-Zimmer-Wohnungen wurden mit minimalen Eingriffen optimiert um zeitgemässe Wohnreize anzubieten. So bildet die Küche mit Ess- und Wohnbereich neu eine offene Einheit, die nach Südwesten ausgerichtet ist, während die Zimmer im Nordosten liegen. Die Wohnungen erhalten ein zusätzliches zweites Bad. Jede Wohnung verfügt über einen verglasten Wintergarten, der als erweiterter Wohnraum genutzt wird. Wände und Decken sind zeitgemäss in Weissputz gehalten. Anhand von drei Musterräumen wurden Schallmessungen gemacht, um die optimale Konstruktion zu ermitteln. Akustik und Statik entsprechen nun dem Neubaustandard. Schreinerarbeiten und die neuen Bodenbeläge in Bad und Loggia wurden speziell für den Bau entworfen und entwickelt. Der allen Parteien zur Verfügung stehende Garten wurde in Zusammenarbeit mit einem Landschaftsarchitekten gestaltet.



«Atmosphären» von Peter Zumthor gelesen, in dem er in rund einem Dutzend Kapiteln dem Thema Atmosphäre und Qualität auf den Grund geht. Sehr lesenswert. Als Büro befassen wir uns täglich mit dem Thema Atmosphäre. Wie erwähnt, entwerfen wir ein Projekt und dessen Umgebung zusammen. Alles in allem nahtlos übergehend in die Materialisierung, die Farbgestaltung und, last but not least, in ein passendes Lichtkonzept. Das Zusammenspiel ergibt dann die gewünschte Szenografie.

Simon Künzler: Das Haus von Nishizawa gefällt mir. Möchte gleich einziehen. Wo kann ich mich bewerben?

Basil Düby und Simon Künzler: Die Frage muss ja noch kommen, um den Beitrag in unserem Magazin zu rechtfertigen: Quo vadis Stadtarchitektur post Corona?

Simon Künzler: Ich glaube nicht an einen Einfluss von Corona auf die Stadtarchitektur. Viele Themen in der Stadtarchitektur sind aufgegleist, werden weiterentwickelt oder verworfen, neue Diskurse starten - das läuft auch mit oder ohne Corona. Der Klimawandel hingegen wird jedoch die Themen in der Stadtarchitektur in Zukunft durcheinanderwirbeln und uns vor neue Herausforderungen stellen.



Basil Düby: Über einen längeren Zeithorizont hinaus betrachtet, wird sich meiner Meinung nach nicht viel ändern, die Menschheit vergisst und es geht weiter, wie vor der Krise. Es wird Veränderung geben: im Wohnen und bei der Arbeit gleichermassen; es entstehen Nischen und damit auch neue Möglichkeiten.

Wenn Ihre Art, Architektur zu machen, eine Musik wäre, welche? Es kann ein Komponist, ein Interpret oder auch eine Musikrichtung sein.

Beide: Fanta 4 vielleicht: innovativ, vielschichtig, auch mit zunehmendem Alter jung, unverkrampft, ernsthaft und trotzdem spitzbübisch und locker.

W I L D B Ä R H E U L E



DIE SINFONIE DES WOHNRAUMS

Text: Larissa Groff
Fotos: Roger Frei

Gut möglich, dass Sie diesen Text zu Hause lesen. Seit dem letzten Jahr verbringen wir ja da besonders viel Zeit. Das traute Heim ist derzeit der Mittelpunkt unseres Lebens und hat bei vielen an Bedeutung gewonnen. Wohnlich soll es dort sein, bequem und ästhetisch - und vor allem vielseitig. Denn unsere vier Wände müssen heute mehr können: Das Schlafzimmer wird zum Büro, das Wohnzimmer zum Fitnesscenter, das Esszimmer zur Familienstube. Dabei darf es an Natur und Räumen der Begegnung nicht fehlen. Nachfolgend stellen Wild Bär Heule Architekten drei Projekte vor, die unseren veränderten Wohnbedürfnissen in Zeiten von Corona gerecht werden wollen.

Thomas Wild, Sabine Bär und Ivar Heule
Portrait: Vera Hartmann



Die Laube im Wohnzimmer

Unser Alltag hat derzeit an Schwung verloren. Vom Frühstück bis zum Büro sind es oft nur wenige Schritte, die Mittagskantine ist bei den meisten vom Schreibtisch aus zu sehen und für die abendlichen Turnübungen wird einfach der Bürostuhl beiseite geschoben, um Platz für die Yogamatte zu schaffen. Praktisch ja, aber wohl auch eintönig. Mit dem Wohnturm in Winterthur haben Wild Bär Heule Architekten Dynamik ins Eigenheim gebracht. Die nur wenig determinierten Räume ermöglichen flexibles Wohnen und Arbeiten. So auch die grossen, bis zum Boden reichenden Fensterfronten mit den ebenso langen Vorhängen. Mit den textilen Filtern entsteht entweder ein abgegrenztes, heimeliges Zuhause oder ein offenes Belvedere - mit Blick auf Wetter und Natur. «Wenn es Winter ist, hat man dank der grossen Fensterfronten das Gefühl, man sitze mitten in der Schneelandschaft», schwärmt Sabine Bär, eine der drei Partner des Wild Bär Heule Architekturbüros. Jedes zweite Fenster kann zudem komplett geöffnet werden, das Wohnzimmer verwandelt sich so zur Laube. Das Geländer vor den Glasfronten fehlt. Nur ein dünnes, kaum sichtbares Drahtgeflecht trennt den Bewohner vom Aussenbereich. «Man hat das Gefühl, ein Vogel in der Luft zu sein», findet Ivar Heule, der zweite Partner im Dreiergespann.

Die Fenster, die man komplett öffnen kann, wechseln sich bei den vier Wohnungen ab, ein schachbrettartiges Bild entsteht dadurch auf den vier Fassaden. Bei der Aussenansicht des Gebäudes ergibt sich so ein visuelles Spiel. Auch die fünfte Fläche des Hauses wird genutzt: Mit der Dachterrasse haben Wild Bär Heule Architekten einen Ort der Begegnung geschaffen. Vor allem in Zeiten von Corona sind solche Plätze besonders wichtig, findet Bär: «Wenn alle vier Parteien den ganzen Tag alleine zu Hause sitzen, wissen sie, es gibt einen Dachgarten auf ihrem Haus, wo man auf andere trifft, sich austauschen kann.»


Und obwohl jede Partei über einen eigenen Waschturm verfügt, befinden sich diese alle im selben Sous-sol. Ein weiterer Ort der Begegnung.



Das Haus, das mit uns altert

Die Virtualisierung der Welt, die in diesen Zeiten noch rascher fortschreitet als zuvor, führt nicht nur zu einem Mangel an sozialen Kontakten, sie macht auch alles immer schneller, neuer, besser - so scheint es. Sehnen wir uns da nicht nach einer gewissen gemächlichen Kontinuität? Nach Dingen, die morgen noch dieselben sind wie gestern, nur eben ein klein wenig älter? Eben schon. Wohnen soll wieder greifbar werden, haptische Qualitäten erzeugen, soll Patina möglich machen und diese als etwas Schönes erleben. Menschen soll es - auch beim Wohnen, findet Heule: «Die Materialien haben eine lange Lebenserwartung. Sie sehen zwar nach einer gewissen Zeit nicht mehr so aus wie am ersten Tag. Wir finden aber, das ist eine Qualität. So wie auch wir Menschen uns nach einer gewissen Zeit verändern.»

Der Rand beim Badezimmerspiegel ist beispielsweise aus Holz statt aus Chromstahl. «Da fasst man jeden Tag hin, das soll leben.» Wild Bär Heule bringt also mehr Menschlichkeit ins Wohnen.



» REINE DIENSTLEISTUNGS-
ZONEN MIT GROSSEN
BUROHÄUSERN UND TOTE
WOHNQUARTIERE IN DER
AGGLOMERATION WERDEN
ERSETZT DURCH
DEZENTRALISIERTE
MISCHZONEN, WO WOHNEN,
ARBEITEN, EINKAUFEN
UND FREIZEIT ENG
MITEINANDER VERNETZT
SIND. «





Die Kleinstadt im Treppenhaus

Auch beim Wohnhaus in Wallisellen steht der Mensch im Zentrum. Genauer gesagt ist es in diesem Fall das Treppenhaus, in dem sich alle sozialen Interaktionen abspielen. «Das Haus ist wie eine Blume: Die Blütenblätter sind die einzelnen Wohnungen und das Treppenhaus das Herz, in dem es quirlig rauf- und runtergeht», erklärt Bär. Heule findet einen Vergleich im Wilden Westen: «Man muss sich das wie bei einer Wagenburg vorstellen. Da stellten alle ihre Wagen in einem Kreis auf, um einen Gemeinschaftsraum, eine sichere Mitte zu schaffen.» Beide Vergleiche sind stimmig, wenn man einen Blick auf den Querschnitt des Gebäudes wirft: Alle acht Wohnungen, die sich jeweils auf einem Stock befinden, sind auf die Mitte ausgerichtet. So hat man von jeder Eingangstür einen Blick auf die anderen Wohnungseingänge. Das führt zu mehr Kontakt mit der Nachbarschaft. Verbunden werden die Wohnungen durch das grosszügige Treppenhaus, das mit dem Lichteinfall von der Decke eine galerie-ähnliche Stimmung schafft. Speziell ist hierbei auch, dass die Treppen nicht alle übereinander liegen und man sich entscheiden kann, ob man links oder rechts hinaufgehen will wie im Theater. Durch das Zusammenrücken im Innern hat man aussen Platz geschaffen für einen kleinen Park, der das Wohnhaus umgibt. Bäume werden gepflanzt und von einer hübschen Wiese umgeben, die Jung und Alt, Singles und Familien zum Verweilen einladen wird. Ein Haus der Gemeinschaft soll hier entstehen.

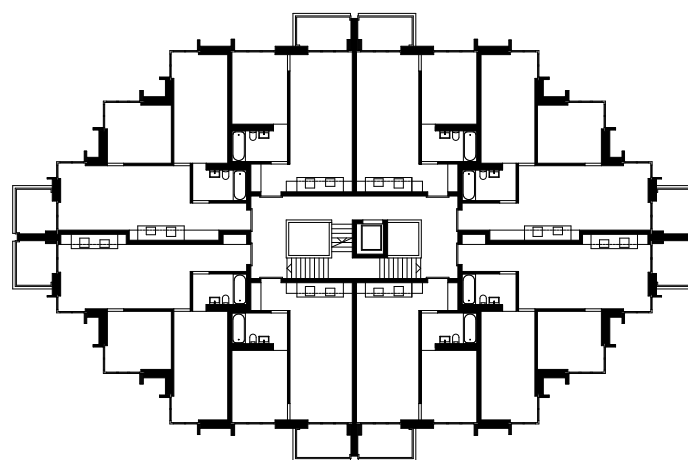
Heule stimmt passend dazu ein Lied von der Schweizer Band Stiller Haas mit dem Titel «Walliselle» an. «Aber irgendwo töif, töif dinn i üs sy mer alli Walliseller», heisst es darin.

Die Kathedrale auf dem Balkon

Etwas intimer geht es im Dreiparteienhaus in Uster zu und her. Durch die Lage im vorstädtischen Quartier ist die Sehnsucht nach sozialer Interaktion hier wohl nicht so gross - die Nachbarn wohnen links und rechts nur einen Steinwurf entfernt. Aber auch ein anderes Begehren wurde in Zeiten von Corona immer grösser: Das Verlangen nach frischer Luft. Draussensein, Kopf lüften, Sonnenstrahlen. Wild Bär Heule Architekten sind diesem Ruf gefolgt. An der Schöneggstrasse haben sie drei Wohnungen mit spezifischen, individuellen Aussenräumen kreiert: Ein Ort zum Verschnaufen, wenn einem die Decke auf den Kopf fällt - auch wenn dies bei einer Raumhöhe von 2.80 Metern wohl selten eintritt.

Die Parterrewohnung verfügt über eine Loggia mit direktem Zugang zu einem kleinen Vorgarten, die mittlere Wohnung über eine grosszügige, zweigeschossige Loggia mit einem seitlichen und von oben kommenden Lichteinfall. «Wie in einer Kathedrale fühlt man sich da», findet Heule. Die oberste Wohnung überzeugt durch die weitläufige Dachterrasse. Dank einem Betonbügel entsteht da sogar ein kleiner Schattenplatz, der von der allzu heissen Mittagssonne schützt. Drei Wohnungen, drei Aussenbereiche. Drei Kompositionen, so individuell wie es ihre Bewohner eben auch sind.

Wild Bär Heule Architekten AG
Baurstrasse 14, 8008 Zürich
044 386 68 00, www.wildbaerheule.ch



TRAXEL

ARCHITEKTEN

Unsere Motivation ist die Schaffung nachhaltiger Lebensräume. Wir bauen im umfassenden Sinn nachhaltig. Wir sind der kulturellen, sozialen und ästhetischen Wertbeständigkeit verpflichtet. Mit Langlebigkeit leisten Gebäude einen wesentlichen Beitrag an die ökologische, ökonomische und kulturelle Entwicklung von Sozialräumen. Authentisch sind unsere Entwürfe durch ihre lokale Stimmigkeit und ihre dauerhafte Relevanz. Sie entstehen in Auseinandersetzung mit ihrem Kontext und sind maßgeblich von diesem geprägt. Ein differenzierter Entwurf trifft bei Traxel Architekten auf die Empathie für die Bedürfnisse zukünftiger Nutzer und den abwägenden Pragmatismus existierender Möglichkeiten.



Gabriela Traxel



Foto: Denise Ackerman

Andreas Buschmann, fotos.buschmann.ch



» DER GRUNDRISS EINER
WOHNUNG MUSS SO GUT
SITZEN WIE EIN
MASSGESCHNEIDERTES
KLEID. «

DIE VIelfALT DER RÄUME

Manchmal braucht es eine Krise, um die Dinge mit anderen Augen zu sehen, Altes neu aufzurollen. Seit Beginn der Pandemie haben wir uns wieder vermehrt mit den eigenen vier Wänden auseinandergesetzt - was oft zu kleineren und grösseren Umgestaltungsprojekten geführt hat. Onlinekäufe von Möbeln, Geräten und Baumaterialien haben stark zugenommen. Zudem hat die Mehrzeit zuhause die Bedeutung ambivalent nutzbarer Räume in den Fokus gerückt. Die verschiedenen Wohnbereiche und deren Wohnlichkeit liegen der Bevölkerung wieder vermehrt am Herzen - besonders uns: Als junges Architekturbüro setzen wir uns mit der Bedeutung dieses gewachsenen Bewusstseins auseinander.

Räume sind mehr als nur Zimmer

Das gesteigerte Bewusstsein für qualitativ hochwertige Räume unterstützt die Schweizer Architekturstadt, da das investitionsorientierte Bauen kaum in der Lage ist, Konzeption, Planung und Entwurf als wohldurchdachte, partizipative Prozesse umzusetzen. Gefragt sind eine sorgsame Flächennutzung, gepaart mit einer typologisch und räumlich intelligenten Planung, beständigen Grundrissen sowie einer gewissen Nutzungsneutralität.

Wie stellen wir uns der Mannigfaltigkeit dieser Ansprüche in unserem Atelier? Wir denken die Räume in der Grundrissgestaltung flexibel. Das heisst nicht, dass Räume austauschbar oder gleichwertig sind, sondern dass sie vielseitig nutz- und möblierbar sein sollten. Das Wohnzimmer kann auch als Büro genutzt werden und anstelle des Esszimmers wird eine offene Wohnküche gebaut, in der gemeinsam gekocht und gegessen wird. Knapp bemessene Flä-

che und räumliche Vielfalt sind in Einklang zu bringen. Der Grundriss einer Wohnung muss so gut sitzen wie ein massgeschneidertes Kleid: anschlussfähig für Gemütlichkeit und Wohnlichkeit und mit Spielraum für Bewegung. Dazu werden zuallererst die Masse genommen, sprich die vertiefte Analyse des Grundstücks, der Bausubstanz, der baurechtlichen Situation und der städtebaulichen Lage, die es mit den Wünschen der Bauherrschaft zu vereinbaren gilt. Es folgt der Entwurf der Kollektion: Eine Komposition von Geometrie, Materialität und Licht, die sich harmonisch zusammenfügen. Die Inspiration für unsere Kreationen ist ebenso vielseitig wie unsere Projekte selbst: Bilder, Reisen, Literatur, Kunst und Natur - begleitet vom unabdingbaren Willen, nachhaltige Qualität zu schaffen. Die dialogische Auseinandersetzung mit unseren Kunden, das Experimentieren mit Farben und Materialien, der Einsatz langlebiger und wertiger Materialien prägen unser Schaffen. Ein Zelebrieren der Architekturstadt.

Der kunterbunte Lebensraum

Mit der Homeoffice-Pflicht in der Pandemie drängen sich darüber hinaus städtebauliche Fragen auf, da sich privater und beruflicher Alltag zunehmend vermischen. Steigt die Nachfrage nach städtebaulichen Lösungen, die Wohnen, Arbeiten und Nahversorgung vereinen? Oder sind vielfältige Wohnungsbauten mit multifunktionalen Nutzungsmöglichkeiten gefragt? Unserer Meinung nach müssen wir nach Corona nicht die physische Form der Städte und Bauten verändern. Bald werden wir wieder in Strassencafés sitzen, zur Arbeit fahren, Freunde treffen, Konzerte besuchen. Die kompakte Stadt als Treffpunkt und Erlebnisraum mit Strassen und Plätzen hat nicht ausgedient. Ungebremst ist die Nachfrage nach Diversität. Die Epidemie hat uns allerdings aufgezeigt, dass eine andere Form des Arbeitens möglich ist, dass unser Arbeitsleben an unterschiedlichen Orten stattfinden kann. Sowohl beim Wohnen wie beim Arbeiten gilt es, veraltete Stereotype über Bord zu werfen und zugleich auf Bewährtes zu bauen, um flexible, qualitativ wertvolle Räume mit multifunktionalen Nutzungsmöglichkeiten anzubieten - ohne den Flächenbedarf des Einzelnen zu steigern.

»DIE ARCHITEKTUR
SOLL VOM GENIUS
LOCI GETRAGEN SEIN,
DANN WERDEN AUCH
SEINE GUTEN GEISTER
EINZUG HALTEN.«

DIE RAUMSCHNEIDERIN



DIE RAUMSCHNEIDERIN

Unser Leben steht derzeit Kopf: Einerseits verspüren wir Fernweh, ein Bedürfnis nach Abwechslung vom immergleichen Corona-Trott und andererseits sehnen wir uns nach dem Altbekanntem, dem Leben «davor». Ein Gespräch mit Gabriela Traxel über Beständigkeit und Fortschritt - und wie sie die beiden Gegensätze auch in der Architektur miteinander in Einklang bringt.

Interview: Larissa Groff

Gabriela Traxel, was muss nachhaltige Architektur alles können?

Zu nachhaltiger Architektur gehören eine Vielzahl von Themen, doch der Klimawandel hat Priorität. Er ist weitreichender als die Pandemie. Langlebigkeit ist der wesentliche ökologische, ökonomische und kulturelle Beitrag, den ein Gebäude leisten kann. Die Verwendung nachhaltiger Materialien ist dabei ein Muss. Ausserdem gilt: weniger ist mehr, also wenig verbauen und viel wiederverwerten.

»ARCHITEKTUR
SOLLTE LÄNGER
BESTAND HABEN
ALS KURZFRIS-
TIGE TRENDS.«



Nightnurse Images, nightnurse.ch

Die wandelbare Beständigkeit

Darüber hinaus sollten wir Architekten uns der Nachhaltigkeit in der Architektur verpflichten, um einer Quelle von Epidemien entgegenzuwirken: dem allzu sorglosen Umgang mit unserer Umwelt. Guter Städtebau, beständige Grundrisse sowie Nutzungsneutralität tragen schon seit je-



her zur Langlebigkeit der Bauten bei. Die Dauerhaftigkeit von Gebäuden leistet einen wesentlichen Beitrag an die ökologische, ökonomische und kulturelle Entwicklung von Sozialräumen. Sorgsame Flächennutzung gepaart mit einer typologisch und räumlich intelligenten Planung ist gefragt. Es gilt, vorhandene Ressourcen zu erkennen und in neuer Komposition weiterleben zu lassen. Dies können beispielsweise Bauteile sein, die im Sinne der Kreislaufwirtschaft wiederverwendet werden. Dabei ist eine umsichtige Planung das wichtigste Fundament.

Kreislaufwirtschaft heisst für Sie also auch, dass man gewisse Bauteile von bestehenden Gebäuden beim Umbau oder Neubau wiederverwendet. Dem Genius Loci oder der Nachhaltigkeit zuliebe?

Beidem. Wo immer möglich versuchen wir die bestehende Bausubstanz weiter zu nutzen, statt sie abzureissen und neu zu bauen. Wir sind interessiert, vorhandene Ressourcen und ihr Potential zu erkennen. Architektur sollte länger Bestand haben als kurzfristige Trends. Deshalb geht jedem unserer Entwürfe eine sorgfältige Analyse des Ortes voraus, eine Sammlung von Fakten. Parallel dazu erfassen wir die Atmosphäre des spezifischen Kontexts um den Bauplatz herum, dokumentieren diese und fangen sie ein. Wir schälen die Qualitäten und Charakteristiken des Ortes heraus, entscheiden, was wir fortschreiben und was wir verändern wollen. Gemeinsamkeiten der Architektur tragen zur Identitätsfindung und lokalen Akzeptanz bei.

Wie hat Corona Ihr Leben verändert - als Architektin aber auch ganz privat?

Mein Leben spielt sich hauptsächlich in meinem Zuhause ab und der Bewegungsradius ist klein und das Leben eintöniger geworden. Die Pandemie und die ergriffenen Massnahmen haben die Frage nach guten, ambivalent nutzbaren und atmosphärischen Lebensräumen privat und als Architektin in den Fokus gerückt.

Das Zuhause hat in Zeiten von Corona wieder an Bedeutung gewonnen. Die Leute investieren mehr Zeit und Geld in die eigenen vier Wände. Ein langanhaltender Sinneswandel oder ist bald wieder alles beim Alten?

Die Pandemie hat uns angetrieben, Stereotype zu überdenken und zugleich auf Bewährtes zu setzen. Homeoffice ist für viele Menschen nicht nur eine Pflicht, sondern auch ein Bedürfnis geworden und hilft bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Ebenso haben wir den Wert der Teamarbeit im Büro wieder schätzen gelernt. Das Zuhause als Arbeits- und Lebensort hat an Bedeutung gewonnen. Wir Architekten können nun das neue

Bewusstsein nutzen und helfen, Menschen für Raumqualitäten und gute Architektur zu sensibilisieren und Lebensräume zu schaffen, in denen sich das Leben mit all seinen Facetten entfalten kann.

Gibt es derzeit ein Projekt, das Ihnen Kopfzerbrechen bereitet?

Zwei Schwestern möchten gerne ein Zweifamilienhaus bauen. Die Ansprüche sind diametral entgegengesetzt. Die eine wünscht den Wohnraum horizontal über die gesamte Attika, die andere schwärmt für das gestapelte Turmhaus. Während die Räume für die eine orthogonal organisiert sein sollen, interessiert sich die andere für das polygonale Haus. Solche Aufgaben wecken unseren Ehrgeiz.

Sie lassen sich für Ihre Projekte auch oft von der Kunst inspirieren. Wen würden Sie denn als Ihre Muse bezeichnen?

Nicht ein einzelner Künstler oder eine Künstlerin würde ich als Muse bezeichnen. Vielmehr ist es die Auseinandersetzung mit der Kunst. Kunst hilft mir, die Dinge neu und anders zu sehen und ein Museumsbesuch gibt mir die Ruhe, meine Gedanken zu sammeln, zu ordnen und fliessen zu lassen.

Die Stadt sollte Ihrer Meinung nach ein Erlebnisraum sein. Welcher Stadt - auch ausserhalb der Schweiz - gelingt dies besonders gut?

Rom. Prachtvolle Architektur, antike Bauwerke und viel Lebensfreude zeichnen die Stadt aus. Ich liebe das chaotische Rom. An belebten Plätzen, wie etwa dem Campo de Fiori, pulsiert das Leben. Rom vermittelt das Gefühl von Dolce Vita inmitten einer wunderbaren Kulisse.

Wenn Sie sich Ihr eigenes Traumhaus bauen könnten, wie würde es aussehen?

Mein Traumhaus liegt mitten in einer lebendigen Stadt, an einem historisch gewachsenen Ort umgeben von Baukultur, Kunst und Menschen. Es entsteht in der Auseinandersetzung mit dem Kontext und ist massgeblich von diesem geprägt. Die Architektur soll vom Genius Loci getragen sein, dann werden auch seine guten Geister Einzug halten.

M I C H A E L S C H I L T K N E C H T S T E I N E R

Interview: Frank Joss, Foto: Denise Ackerman


Frank Joss: In London entsteht ein Büroturm nach dem andern, quasi im Wettlauf einflussreicher Unternehmer und weltbedeutender Institutionen. Dabei werden die meisten Angestellten künftig zu Hause arbeiten - im Homeoffice. Hat sich die Stadt verplant? Viele der Himmelsstürmer sind verwaist. Momentaufnahme oder triste Wirklichkeit? Ist London ein Fingerzeig für andere Megacities oder gar für Zürich?

Michael Schiltknecht: Es hat weniger mit der Pandemie zu tun als eher mit gewissen Kreisen von Investoren, die auf der Spielwiese der Eitelkeiten im Wettlauf miteinander sind: Höher. Schöner. Bedeutender. Mitunter ist es auch das Streben, ikonenhafte Symbole zu platzieren. Unverrückbare. Aber die eigentliche Frage ist doch, wohin sich die Stadt entwickelt. Vor Corona war die Richtung eindeutig: Die Stadt ist das Mass aller Dinge. Investoren, Entwickler und Architekten drängten die Stadt vorwärts und mit ihnen die Menschen, die hier leben und arbeiten wollen. Bis dann die naheliegende Erleuchtung kam, dass die Stadt gar nicht alles aufnehmen kann, was die bauende Entourage von ihr verlangt. Mit dieser Erkenntnis steht man vor der Kardinalsfrage, welche Bedeutung die Stadt für die Zukunft haben wird. Eigentlich müssten wir auf die Strasse gehen, die Leute fragen, um mehr über das aktuelle Wesen der Stadt und über die individuellen Sehnsüchte der Stadtbewohner zu erfahren. Es ist ja nicht allein die Wiederentdeckung der Geometrie oder ein in sich geschlossener Lebensraum, in welchem viele Leute auf engbegrenztem Raum leben. Vermutlich als Folge von Corona taucht in unseren Köpfen ein traditionelles Stadtbild auf: mit bewegten öffentlichen Plätzen, wo man sich treffen, austauschen oder einfach nur genüsslich vor sich hin schwelgen kann.

In Politik, Wirtschaft und Wissenschaft ist man sich einig: Unsere Zukunft entscheidet sich in der Stadt. Ende des 21. Jahrhunderts werden 70 Prozent der Menschheit in Städten angesiedelt sein. Das bedeutet, die Stadtplanung von heute bestimmt ihre Überlebenschance von morgen. Nur, wie ist es möglich, mehr als 75 Jahre im Voraus zu sagen, wie das Zukunftsmodell «Stadt» aussehen wird oder welche Vehikel diese brauchen wird, um permanenzfähig zu bleiben?

Wer kann schon mit Sicherheit voraussagen, was in mehr als sieben Dekaden in unseren Städten los sein wird? Es stellt sich im Hier und Jetzt die Frage, wieso die Stadt so beliebt ist. Die Antwort liegt wahrscheinlich in den Gegenwelten, in der Ambivalenz von Stadt und Land. Die Stadt bietet uns ein Abbild von einem vibrierendem Tun, getragen von farbigen, dynamischen Bildern, die uns umgarnen, von Dichte und Erlebnissen. Auf dem Land ist es das Eintauchen in Gemächlichkeit, in Ruhe, ins Alleinsein. Es bietet Raum für die Rückbesinnung auf uns selbst. Vielleicht haben wir auch Angst, dem Land seine schönsten Seiten zu ruinieren mit Überbevölkerung, mit Hektik, mit dem Aufbrauchen von Landreserven oder mit dem alles überrollenden Verkehr. Und doch gibt es viele gute Gründe, in der Stadt sesshaft zu werden.

DER AHNUNGSVOLLE



Michael Schiltknecht ist bei Steiner für das Entwickeln von ganzheitlichen Immobilienprojekten verantwortlich. Er denkt darüber nach, wie man in der Stadt den Wandel hin zum Gemeinsinn fördern kann. Er orientiert sich an den Menschen, die hier leben und die ein vitales Bedürfnis nach realen Räumen haben, nach dem, was sich riechen, spüren oder greifen lässt; nach Kontakten und Berührungen. Wohnen und Arbeit sollen sich mischen. Michael Schiltknecht stellt sich darum auch die Frage, wie das Gewerbe für Stadt wieder salonfähig wird.

»WER KANN SCHON MIT
SICHERHEIT VORAUSSAGEN,
WAS IN MEHR ALS SIEBEN
DEKADEN IN UNSEREN STÄDTEN
LOS SEIN WIRD? ES STELLT SICH
IM HIER UND JETZT DIE FRAGE,
WIESO DIE STADT SO BELIEBT IST.«

Ist die Landflucht überhaupt noch so omnipräsent, wie es in den letzten Jahren den Anschein machte?

Ich glaube, der Zenit der Faszination für die Stadt ist überschritten. Es ist zwar nur ein Gefühl, aber gerade in Zürich war bis vor kurzem die Toleranz gegenüber Dichte, Lärm, Verkehr eine grosszügige; diese hat aber merklich abgenommen. Das kleinkarierte Denken von dem, was rechtens ist, nimmt gerade in der von Corona diktierten Attitüde des Überwachens der Freizügigkeit ein bisschen den Atem. Nun sollen gar «Lärmblitzer» für mehr Ruhe im Stadtraum sorgen. Es besteht die Absicht, mit neuen Massnahmen Oasen der Beschaulichkeit zu schaffen. Und damit entzieht man der Stadt nach und nach jene Eigenschaften, die eben gerade das urbane Leben ausmachen: Dynamik, Farbigekeit, Heiterkeit und Dichte. Damit verschwinden auch viele Geschichten, die vom Leben geschrieben werden.

Fehlt es der Stadt denn zunehmend an Identitätsstiftendem?

Individualisierung, Diversität, Identität, Authentizität sind Begriffe, die sich in unser Alltagsvokabular eingeschlichen haben. Alle halten ihre Identität für etwas ganz Kostbares, gleichzeitig will sich niemand auf irgendetwas festlegen. Wir haben unser Repertoire des Ausweichens schnörkellos optimiert. Dabei täte es der Stadt und uns gut, sich wieder mal gründlich über etwas zu empören und auszubrechen aus den Nebelverfinsterungen von abstrakt-moralischen Auflagen.

Sind der Stadt die Ideen ausgegangen für ein sinnstiftendes, herzliches Miteinander?

Ich hoffe nicht, obschon es schon sehr erstaunt, wie brav wir geworden sind und vieles hinnehmen ohne wirklich zu hinterfragen. Im Kontrast dazu: Auf dem Zürcher Sechseläuteplatz pulsiert das Leben, als wäre nichts geschehen und das tut auch irgendwie gut. Der Stadtplan für das Seelenheil muss ja nicht gleich überall in die Finsternis führen. Die Kardinalsfrage sei erlaubt: Wie sieht das Stadtleben post Corona aus, also nachher?

Wann ist nachher?

Wer weiss das schon. Nun, der Weg zurück in die Normalität wird in ein verändertes Leben in der Stadt führen. Wir haben uns an die angenehmen Dinge gewöhnt, die Corona uns beschert hat: das Homeoffice, das Wegfallen der langen Arbeitswege, das Erkennen der Vorteile, die eine Telefonkonferenz bringt. Und dann natürlich das Angebot der Gastronomie, das via Take-away an Kreativität gewonnen hat. Die Chance besteht darin, neue Ideen zu entwickeln, mehr zu improvisieren: mit wenig viel zu bewegen. Eine Änderung wird es geben. Aber welche? Wer weiss schon, was sich wie verändern wird. Einzig die auf den Plan gerufenen Hühneraugenheilkünstler werden ganz klar wissen, wo's künftig langgehen wird.

Homeoffice: Fluch oder Segen?

Mit den von Corona auferlegten Zwängen hat man Wege gefunden, die trotz Abgeschlossenheit Spass machen. Es ist ein kleines Privileg, wenn man während vier Tagen in der Woche daheim arbeiten kann. Dies vorzugsweise im eigenen Ferienhaus, wo man über die Mittagszeit noch kurz eine elegante Spur in den Pulverschnee legen kann, um dann am Freitag schnell im Büro der Firma vorbeizuschauen. Dieser Sonderstatus hat alle guten Vorzeichen, sich widerspruchslos zu etablieren.

Aus früheren Gesprächen mit Ihnen weiss ich, wie stark Sie sich dafür engagieren, das Gewerbe in die Stadt zurückzubringen mit der klaren Absicht, es «salonfähig» zu machen. Mit welchen Instrumentarien wird Ihnen das gelingen?

Die Idee «Manufakt» wurde von Steiner als Produkt, als Marke für eine neue Generation von Gewerbe- und Dienstleistungsgebäuden entwickelt. Der erste Manufakt-Habitus steht in Altstetten und ist im Rohbau fertiggestellt. Für andere Städte stehen wir in der Phase der Planung und Entwicklung, um an spezifischen Orten die Bedürfnisse der lokalen Gewerbecluster einfließen zu lassen. Die Idee des Manufakt-Konzepts wird überall ersichtlich sein. Ohne einer stereotypen Bauweise zu huldigen. Manufakt soll in erster Linie von sinnstiftenden Inhalten geprägt sein. Angesagt sind Räume für Begegnungen...Möglichkeitsräume, sogenannte «Shared Spaces», wo neue Beziehungen und lebendige Dialoge «freie Sicht aufs Mittelmeer» haben. Wir wollen Vordenker sein für einen Wandel hin zum Gemeinwohl und dem Gewerbe den Weg in die Stadt ebneten.



» ALLE HALTEN
IHRE IDENTITÄT
FÜR ETWAS GANZ
KOSTBARES,
GLEICHZEITIG
WILL SICH NIEMAND
AUF IRGENDETWAS
FESTLEGEN.«



W
A
L
D
E

W O H N
B E D Ü R F N I S S E
I M W A N D E L

Welche Trends hat Corona im Immobilienmarkt eingeleitet? Walde fühlt in Echtzeit den Puls der Menschen, die sich auf der Suche nach der idealen Wohnform befinden. Der Immobilienvermarkter wirft einen Blick zurück und stellt zugleich eine Prognose der zukünftigen Wohnbedürfnisse.

Die Pandemie hat die Bedeutung der eigenen Wohnsituation erhöht. Einschränkungen im öffentlichen Leben verlagern den Fokus aufs Private. Das Meiden von Menschenmassen lenkt weg vom Urbanen, hin zur Natur. Ein Gefühl von Enge, etwa während erzwungenem Homeoffice und Home Schooling, befeuern das Bedürfnis nach mehr Platz, Ruhe und Freiraum. Immer mehr Menschen sehen im Wohneigentum die Erfüllung dieser Wünsche. Doch das Angebot ist knapp, die Preise für Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen sind markant gestiegen, besonders in den Ballungsräumen. Folgt eine Flucht aufs Land? Ein Novum wäre das nicht.

Marianne und Gerri Walde
Portrait photographed by Patrizio Di Renzo

Städtisches Gewusel und ländliche Idylle

«Stadtflucht» herrschte etwa in den 1970er- bis Mitte der 1980er-Jahre. Die Stadt stand damals vor allem für Negatives: Autoverkehr, Lärm, Abgase und fehlende Freiräume, besonders für Kinder. Das Ländliche, die grüne Idylle, erschien als einzige Alternative, die eine höhere Lebensqualität versprach. Das Städtische wurde erst Ende der 90er-Jahre wieder «in». Zuerst bei Jüngeren und Singles. Industriegebiete wurden zu durchdacht gestalteten Wohn- und Mischnutzungs-zonen. Revidierte Zonenordnungen und verdichtetes Bauen schufen mehr Wohnangebote. Tempo 30, aufgewertete Grünzonen, Krippen- und Kitaplätze machten Städte auch bei Familien wieder beliebt. Man schätzte die kurzen Wege zum Arbeitsplatz, zu Gastronomie-, Unterhaltungs- und Kulturangeboten.

Wenn nun Homeoffice immer mehr zur Regel und aus gefühltem «Dichtstress» eine reale Angst vor Ansteckung wird, Läden und Lokale gemieden oder geschlossen werden: Zählen dann diese Vorteile noch? Geht der Trend zurück aufs Land? Fakt ist: Die Nachfrage nach Wohneigentum in den Zentren und der näheren Umgebung ist seit einem Jahr noch stärker angestiegen als zuvor. Als Konsequenz erweitern viele den Suchradius ins Land hinaus. Der pandemiebedingt erhöhte Platzbedarf unterstützt diese Tendenz.

Mehr Grösse ist gefragt

1980 kam der schweizerische Durchschnittsmensch noch mit 34 m² Wohnfläche aus. 1990 waren es 39 m², 2000 bereits 44 m². Mit dem Trend zur Verdichtung wurde anschliessend der Anstieg gebremst und pendelte sich bei aktuell ca. 46 m² ein. Die Covid-Krise könnte dem Flächenbedarf pro Kopf wieder Aufwind verleihen. Gemäss Daten von Realmatch360 der Credit Suisse, welche die Kriterien in Immobilien-Suchabonnements abbilden, zeigte sich von Februar bis Dezember 2020 eine deutliche Zunahme der gewünschten Wohnfläche bei Miet- und Eigentumswohnungen, besonders aber bei Einfamilienhäusern.

Die Praxis bestätigt es: Die meisten Interessenten suchen ein Zuhause mit mindestens einem Raum mehr als am alten Wohnort. Die Qualität des Aussenraums war zwar schon immer wichtig, aber heute fällt an Besichtigungen diesbezüglich oft explizit das Wort «Corona». In neuen Bauten sind Gartenwohnungen wieder gefragt - die Attikawohnung könnte ihren Rang als bevorzugte Einheit verlieren. Nicht überraschend gilt das Augenmerk dem Raum fürs Homeoffice - gerne mit vorhandenem Internet-, am liebsten Glasfaseranschluss. Da erwartet wird, dass sich die Heimarbeit nach der Pandemie vermehrt durchsetzt, nimmt man längere Arbeitswege in Kauf. So erhöht die Pandemie die Nachfrage auch in der Peripherie. Einen Trend zur «Stadtflucht» lässt sich aber aus diesen Gründen nicht ableiten.

Beim Kaufentscheid gaben sich viele noch Mitte/Ende 2020 zögerlich; beim Eigenheim wollte niemand Kompromisse machen. Das hat sich 2021 geändert, die Zusage kommt deutlich rascher. Viele dürften die Erfahrung gemacht haben, dass ein interessantes Angebot unerwartet schnell weg war.

Einfamilienhaus mit grosszügigem Garten:
In der Pandemie erlebt die Nachfrage
nach Wohneigentum einen neuen Höhenflug.



Sinneswandel oder Trend?

Doch wie nachhaltig sind die von der Corona-Krise ausgelösten Trends? In einem Szenario setzt sich Heimarbeit als verbreitete Arbeitsform durch. Man schätzt die Ruhe, die Natur, das Heimische - und braucht mehr Platz. Architekten, Entwickler und Raumplaner, die dies ermöglichen, sind gefragt. Gleichzeitig hat die Pandemie das Umweltbewusstsein gestärkt. Natur und Grünräume sollen erhalten bleiben, Infrastruktur für Elektromobilität und klimaneutrale Energiekonzepte sind ebenfalls Teil der heutigen Bedürfnisse.

Ein anderes Szenario geht von einem Kompensationseffekt aus, ähnlich wie in den «Wilden Zwanzigern». Sind Gesundheits- und Wirtschaftskrise überwunden, folgt ein beispielloser Boom und ein gesellschaftlicher «Befreiungsschlag»: Die Menschen strömen in die Klubs, Kulturtempel und Konzerthallen. Wohnen in der Stadt wird noch begehrt.

Was aber kaum von Dauer sein wird, ist das zugespitzte Preiswachstum, das wir beim Wohneigentum gerade erleben. Viele Käufer gehen immer näher an die Grenzen der finanziellen Tragbarkeit, um sich ihren Wohntraum zu verwirklichen. Es ist damit zu rechnen, dass das Maximum bald erreicht sein wird, sich die Preise also stabilisieren. Für all diejenigen, die ihre Immobilie gerade verkaufen möchten, könnte der Zeitpunkt also nicht günstiger sein.



Büros mit Zukunft: Haus der Immobilien in Zollikon, mit viel Raum drinnen und draussen

Vielseitige Geschäftsräume

Ganz anders sieht es bei Geschäftshäusern aus. Der kundenseitige Preisdruck ist hoch, die Verhandlungen lang. Normale Büroräumlichkeiten sind momentan schwer zu vermarkten, Grossraumbüros ganz besonders. Eine Chance haben flexible Mietmodelle. Ein Beispiel dafür ist das von Walde ins Leben gerufene Haus der Immobilien in Zollikon. Es vereint luftige Begegnungszonen mit reichlich Raum für Ruhe und Diskretion in Zweier- und Dreierbüros. Der prächtige Aussenraum erlaubt pandemiekonforme Treffen mit Abstand und wird sich erst recht nach Corona grosser Beliebtheit erfreuen. Infrastruktur wie IT, Meetingräume und Verpflegungsangebote sind Teil des Servicepakets - was besonders kleine Unternehmen und Start-ups anspricht.



Büros mit idylischem Aussenraum: Haus der Immobilien in Zollikon, Luftansicht

In der Virtual Area können Interessenten das Wohngefühl hautnah erleben.



Das Visuelle spielt in der Neubauvermarktung eine grosse Rolle: Visualisierungen eines voll verkauften Objekts in Zürich (Bild: Roefs Architekten AG)

« W I R M A C H E N D A S N I C H T - G E B A U T E B E G E H B A R »

Der Weg von der grünen Wiese zum bezugsfertigen Neubau ist lang und komplex. Mit viel Erfahrung und Fingerspitzengefühl begleitet Walde Immobilien Neubauprojekte vom ersten Grundriss bis zur Schlüsselübergabe - neu unterstützt durch Virtual Reality.

Stellen Sie sich vor: In einer gemeinsamen Begehung prüfen Architekten den Grundriss auf Herz und Nieren - noch bevor die Liegenschaft überhaupt gebaut ist. Interessenten stöbern durch die grosse Auswahl an Bodenbelägen und Küchenausstattungen, Projektleiter identifizieren dabei gleich die Bedürfnisse ihrer Zielgruppe. «In der neuen Walde Virtual Area machen wir Unsichtbares sichtbar und noch nicht Gebautes begehbar. Das befeuert und beschleunigt den Entscheidungsprozess», erklärt Leslie Schibler, Leiterin Neubau bei Walde Immobilien.

Die Vermarktung einer Vision

Walde begleitet Neubauprojekte von der grünen Wiese bis zur Schlüsselübergabe - und darüber hinaus. «Mit einer intensiven Marktanalyse legen wir den Grundstein für eine erfolgreiche Vermarktung», so Schibler. Dazu gehören die zielgruppengerechte Grundrissbeurteilung und Preisgestaltung ebenso wie die ideale Vermarktungsstrategie. Sind Wohnungen schon im Vorverkauf veräusserbar? Welche Marketingtools eignen sich dafür am besten? Auch bei solchen Fragen steht das Team Neubau zur Seite. Seine Hauptaufgabe ist jedoch der Verkauf. Und da spielt neben der persönlichen Beratung das Visuelle eine grosse Rolle.

Ein virtueller Hausbesuch

«Wir holen für unsere Kunden das Maximum aus den visuellen Produkten», sagt David Adlhoch, Neubau Marketing Manager. Neben der Virtual Area reicht die Produktpalette von hochwertigen Visualisierungen zu FreePano-Modellen, in denen sich Interessenten am eigenen Bildschirm frei bewegen können. Dabei achtet Walde auf ein optimales Preis-Nutzen-Verhältnis für den Auftraggeber. «Idealerweise sind die virtuellen Modelle schon Teil des Entwicklungsprozesses. Das macht den Einkauf des Modells günstiger und bringt maximalen Nutzen.»

Traumwohnung per Mausclick

Wenn Architekten die Räume noch vor dem Bau begehen können, lassen sich teure Fehlentwicklungen vermeiden. Innenarchitekten sparen mit dem Wohnungskonfigurator beim Materialeinkauf. Interessenten können im Gespräch Materialien aussuchen, einscannen und über VR «live» ausprobieren. So konfigurieren sie sich ihre eigene Traumwohnung. Das gibt ihnen zusätzliche Entscheidungssicherheit und macht den Vermarktungsprozess schneller und effizienter. «Unsere Vermarktung ist sehr gezielt und diskret. Die meisten unserer Projekte sind schon ausverkauft, bevor wir auf den öffentlichen Markt gehen konnten», so David Adlhoch. Für den Vermarktungsexperten ist das fast schon bedauerlich: «So können wir der Öffentlichkeit gar nicht zeigen, was wir visuell wirklich draufhaben.» Bleibt nur, als Auftraggeber gemeinsam mit Walde in die neue Welt der Virtual Reality einzutauchen.

Neubau bei Walde Immobilien

- Über 20 Jahre Erfahrung in der Neubau-Vermarktung
- 1012 verkaufte Neubau-Wohnungen
- 809 vermietete Neubau-Wohnungen
- Seit Anfang 2020 mit eigenem Team in Zollikon

Walde Immobilien, Seefeldstrasse 60, 8008 Zürich
044 396 6060, www.walde.ch/verkaufen/neubau

Falls Sie erwägen, Ihre Immobilie zu verkaufen, erhalten Sie bei Walde viele hilfreiche Informationen und eine kostenlose Marktwertschätzung. Mehr Infos unter www.walde.ch/verkaufen

Haus der Immobilien: Attraktive Büros mit Netzwerkeffekt im Immobiliengeschäft für Start-ups und Experten. Mehr Infos unter www.hausderimmobilien.ch



Das Dorf im Haus

Wenn in einer Diskussion das Wort Glattal oder Zürich-Nord fällt, so wird dieser Begriff - in einer Mischung von Bewunderung und Respekt - mit metropolitaner Dynamik in Verbindung gebracht. Gefördert durch die förderale, kleinräumige Planungspraxis der einzelnen Gemeinden, stellen die freiräumlichen Strukturen in vielen Fällen Relikte im System eines suburbanen Konglomerates unterschiedlichster Nutzungen, Gebäudeansammlungen, Grossstrukturen und versprengter historischer Siedlungskerne dar. Das Produkt dieses jahrzehntelangen, chaotischen Wildwuchses beginnen nun die Gemeinden und Fachleute, die sich mit der Analyse und Weiterentwicklung auseinandersetzen, wie eine neue, sekundäre Form der wilden Natur zu verstehen.

Text: Beat Jordi

Aus städteplanerischer Sicht sind die zufälligen natürlichen Relikte, die Bachläufe, die Baumgruppen, Felder und Staudenbrachen heute von unschätzbarem räumlichem, ökologischem und sozialem Wert. Die Relikte bieten das Potential, in ihrer räumlichen und funktionalen Verknüpfung zu einer attraktiven Vernetzung der auf den ersten Blick unvereinbaren Teile der Region zu werden. Neben traditionellen städtischen Achsen und Räumen bilden sie den «Missing Link» für ein vielschichtiges und attraktives Zusammenspiel von Natur und periurbaner Stadt. «Missing Link» war auch das Kennwort für den Wettbewerbsbeitrag zur Umsetzung des Raumprogramms der Reformierten Kirchgemeinde Wallisellen.

Die städtebaulichen Voraussetzungen des historisch aus einem Hauptdorf und mehreren Nebenweilern zusammengesetzten Dorfes weisen viele Parallelen zur Charakteristik der Region des Glatttals auf. Die exzentrische, abgelegene Positionierung des Bahnhofes am Schnittpunkt der Bahnlinien Mitte des 19. Jahrhunderts führte zu einer ausgesprochen dezentralisierten Anordnung der wesentlichen ortsbaulichen Elemente wie Kirchen, Schulen und öffentlichen Einrichtungen. Mit dem Konzept des Kirchgemeindehauses wurde versucht, einen bescheidenen Beitrag zu einer für die Bewohner der Wohnungen und des Ortes im Alltag erfahrbaren Verknüpfung einiger dieser städtebaulichen Elemente zu leisten.

Räume der Begegnung

Der innere Weg durch das Gebäude - der Missing Link - bildet eine von zwei Seiten her zugängliche Raumfigur über die beiden erdgeschossigen Hauptebenen und über die räumlich untereinander in Beziehung gesetzten Obergeschosse. Der innere Weg verbindet alle Teile des Gebäudes auf eine räumlich attraktive Art und Weise zu einem übergeordneten Ganzen. Neben den bescheidenen, aber dennoch repräsentativ inszenierten Zugängen weitet sich der innere Weg im Foyer zu einem gemeinschaftlich inszenierten Aufenthaltsbereich.


Im Erdgeschoss werden dem über einen kleinen Innenhof zusätzlich belichteten Weg alle wichtigen öffentlichen Nutzungen, die Administration der Kirchgemeinde, eine Kindertagesstätte sowie die Sitzungsräume und Unterrichtsräume zugewiesen. Gewissermassen als Prunkstück ist dem inneren Weg und dem Foyer mit Café der repräsentative, polyfunktional ausgerüstete Saal zugeordnet. Auf den oberen Geschossen werden alle Alterswohnungen in eine enge Beziehung zum inneren Weg gesetzt. Der innere Weg wird als wohnlicher, räumlich vielgestaltiger Erschliessungsbereich ausformuliert. Er hat den Charakter einer dörflichen Gasse im Innern eines Gebäudes. Guckkastenartige Fenster der Wohnungsküchen orientieren sich - wie früher erkerartige Fenster zur dörflichen Gasse - zum Erschliessungsweg der Wohnungen. Der innere Weg soll zur Begegnung und zum Austausch einladen und den betagten Bewohnern ein gemeinschaftliches Gefühl des Zusammenwohnens vermitteln.

Auch die eingezogenen, loggia-artigen Veranden bilden Elemente der Verbindung. Mit ihrem Angebot an Sicht- und Sonnenschutzelementen und dem grosszügigen Blumensims unterstützen sie sowohl den Dialog der Bewohner mit der Natur als auch untereinander.

Ein Gespräch, das niemals endet

Nicht erst mit dem Phänomen der Coronapandemie zeigt sich die grundsätzliche Bedeutung des Austauschs und des Dialoges zwischen Menschen und der sie umgebenden Welt. Das Bedürfnis des Menschen zu begreifen, woher er kommt und wie die Welt zu verstehen ist, ist ein lebenslanger Prozess. Sozialer Austausch und Dialog sind als Instrumente der Selbstwahrnehmung und der Selbstvergewisserung für den Menschen von zentraler Bedeutung. Immer von neuem und im alltäglichen Ablauf - ob in bewusster Auseinandersetzung oder in passiver Erfahrung - setzt er sich mit der Frage seiner persönlichen Existenz auseinander. Der reflektierende Blick nach innen und nach aussen entwickelt und unterstützt das Verständnis für die Beziehung des Menschen zum Kosmos. Als Medium dieser Auseinandersetzung kommt der Architektur als Teil der Umwelt, als Teil der den Menschen umgebenden «Natur» eine wichtige Rolle zu.

Die Gedanken zur Lebenssituation der Menschen und insbesondere ihrer Beziehung zum unmittelbaren Umfeld - zum Wohnen - bilden den Hintergrund für unsere Arbeit als Architekten. Es ist ein Privileg, die Chance zu haben, in Zusammenarbeit mit unseren Auftraggebern durch die Architektur und die Freiraumgestaltung ein Umfeld für die Bewohner zu schaffen, das ihnen die Möglichkeit bietet, auf der Ebene der alltäglichen Selbstwahrnehmung nicht nur funktional-physische, sondern auch soziale, räumliche, bild- und symbolhafte Ansatzpunkte für die alltägliche individuelle Reflexion zur Verfügung zu stellen.

A portrait of architect Nicolas Guex. He is a man with dark hair and a beard, wearing a dark sweater over a white collared shirt. He is looking towards the camera with a slight smile. In the foreground, there is a detailed architectural model of a building complex, featuring white rectangular blocks and a dense, textured, light-colored material representing vegetation or a roof. He is holding a pair of glasses in his right hand. The background shows a modern building with large windows and a balcony with a lattice railing. The lighting is dramatic, with strong shadows and highlights.

Nicolas Guex

Interview: Frank Joss
Text: Larissa Groff
Fotos: Alessandro D'Angelo



Pandemie, Klimawandel, Überbevölkerung bei gleichzeitiger Vereinsamung der einzelnen Bewohner: Die Stadt muss sich derzeit mit vielen Herausforderungen herumschlagen. Wie sie diesen begegnen kann? Herr Guex von ADP Architekten hat einige Ratschläge für sie parat und führt zudem aus, was sie sich von den Favelas abkupfern kann.

Frank Joss: Nicolas Guex, muss nach Corona anders gebaut werden?

Nicolas Guex: Viele sind auf den Geschmack vom Homeoffice gekommen. Es werden also mehr Büroflächen frei. Diese Strukturen sind ja oft flexibel, ein Nährboden für alles Mögliche. Ich hoffe, dass auch die Neubauten an der Europaallee und der Langstrasse eine gewisse Flexibilität bieten. Falls es dann wieder einmal zu einer Transformation kommen sollte wie jetzt mit Corona, kann man das so «schlucken». Aber für Corona braucht man die Stadt nicht neu zu erfinden.

Was hat diese Pandemie bei Ihnen persönlich ausgelöst?

Ich bin jemand, der sich gerne zurückzieht. Ich habe schon vor Corona oft gesagt: So, heute mache ich Homeoffice. Jetzt habe ich gemerkt, dass mir langfristig der zwischenmenschliche Kontakt doch sehr fehlt. Der soziale Austausch, mit Leuten zusammen zu sein...

Social Distancing ist eben auch die falsche Terminologie. Physical Distancing müsste es heissen. Denn genau das Soziale brauchen wir jetzt...

Ja, es ist ein ganz komisches, unmenschliches Verhalten. Nur schon wieder mal jemanden in den Arm zu nehmen, wäre schön. Wenn man zwei Leute auf der Strasse sieht, die das machen, denkt man gleich: Oh oh, das ist jetzt aber nicht coronakonform. Auch die ganze Spontanität ist weg. Wenn man eins trinken geht, ist die Anschlussfrage gleich: Wer kommt alles? Wo war der wohl vorher überall? Will ich da überhaupt noch hin?

Zurück zur Stadt: Die Zukunftsforscher der Städteplanung gehen davon aus, dass Ende des 21. Jahrhunderts 75 Prozent der Menschen in den Städten leben werden. Was heisst das für die Stadtentwickler?

Wenn man jetzt an Corona denkt, müssen da mehr Bränneli gebaut werden, damit sich alle die Hände waschen können... Spass beiseite. Das ist ein breites Spektrum an Faktoren: Soziologische und wirtschaftliche Einflüsse, Raumplanung, Verdichtung. Wenn wir die Schweiz betrachten: Es sollen ja weder diese Megacities entstehen noch Zersiedelung. Die ist aber wahnsinnig schwierig zu kontrollieren. Dörfer entwickeln sich nach aussen statt nach innen, es gibt Gemeinden, die ihre Strukturen beibehalten wollen, andere wollen urbaner werden...

Noch ein Zukunftsszenario, wenn auch mehr auf Fiktion basierend: Der Film «Elysium» zeigt im Jahr 2063 eine überbevölkerte Welt, in der Arme ums Wasser kämpfen und die Krankenhäuser gnadenlos überfüllt sind, während sich die Superreichen auf einer Raumstation verschanzen. In Realität haben sich diese bislang zwar nicht ins All, dafür aber hinter hohen Mauern der «Gated Communities» zurückgezogen. Was denken Sie darüber?

Generell wird die Verteilung von Geld immer ungerechter. Die Reichen verschanzen sich dann eben in diesen Gated Communities. Ich finde aber, die Architektur sollte für alle gleich sein. Für die Armen soll nicht arm gebaut, sondern eine Architektur geschaffen werden, die dem Menschen entspricht. Sonst haben die Reichen dann ihre schönen Häuser mit grossen Wiesen und den Armen bleiben nur die Favelas.

Können wir von diesen Favelas allenfalls architektonisch etwas dazulernen?

Wir Architekten können immer lernen. Das sind andere Strukturen, anderes Land, andere soziale Bedingungen. In diesen Favelas ist ja alles super organisiert: Die haben ihre Ärzte, Läden, Anwälte - und ihre Gangs. Und das funktioniert so auch alles. Da gibt es einen direkten Austausch, nicht so bürokratisch. Das ist schlussendlich effizienter. Im Städtebau hat man früher immer wieder solche sozialen Experimente gemacht, wie beispielsweise in den 30er-Jahren.

«Wir haben Sehnsucht nach Raum, um uns individuell zu entwickeln»



»GEWISSER-
MASSEN ALS
PRUNKSTÜCK
IST DEM INNE-
REN WEG UND
DEM FOYER MIT
CAFE DER RE-
PRÄSENTATIVE,
POLYFUNKTI-
ONAL AUSGE-
RÜSTETE SAAL
ZUGEORDNET.«

Von welchen sozialen Experimenten sprechen Sie?

Von der CIAM-Bewegung, die eine moderne Stadtentwicklung durchsetzen wollte. Am Schluss sind dann Trabanten-Städte übriggeblieben, die völlig seelenlos daherkamen. Das liegt aber nicht an ihrer Architektur, die ist ja inspirierend. Aber sozial und gesellschaftlich hat das nicht funktioniert, weil der Mensch eben nicht so funktioniert. Wir haben Sehnsucht nach Raum, um uns individuell zu entwickeln.

Laut Bundesamt für Statistik haben die Baubewilligungen 2020 ein Rekordhoch erreicht - speziell diejenigen der Zweifamilienhäuser nahmen zu. Woher kommt das?

Das ist wohl der Wunsch nach mehr Freiheit, nach Individualität dank Eigenheim. Wahrscheinlich können viele die Mittel nicht aufbringen, um sich ein Einfamilienhaus zu bauen. Da tut man sich eben mit Freunden zusammen...

Diese Zweifamilienhäuser könnten aber auch ein Indiz dafür sein, dass man sich in Zeiten von Corona mehr Kontakt zu den Engsten wünscht...

So weit will ich jetzt gar nicht gehen. Ich weigere mich zu glauben, dass dieser Wandel in den Köpfen schon so weit fortgeschritten ist, dass man sich solche Überlegungen macht. Generell begleitet uns Architekten aber der Wunsch, kommunikativ zu wohnen. Ein spannendes Thema, das auch in Zeiten von Physical Distancing wichtig ist.

Da kommt einem das Moriyama-Haus in Tokio in den Sinn, das «Haus als Stadt».

Stimmt. In Zukunft wird eine kurze Distanz zur Nachbarschaft noch viel wichtiger sein. Wir Architekten müssen Voraussetzungen schaffen, dass so etwas natürlich entstehen kann. In Kloten realisieren wir gerade ein Projekt mit einer Veranda, die gemeinsam genutzt wird, und alle Küchen sind auf sie ausgerichtet. Die Küche ist ein Raum, da wird gearbeitet und gelebt - so kann Austausch entstehen. Früher auf den Bauernhöfen stand man ja auch mitten in der Küche, wenn man das Haus betrat.

Das grösste Thema der Stadtentwicklung ist, abgesehen von Corona und Klima, die Mobilität. Wie kann man Stadt organisieren, wenn man ihr die Autos als die wichtigsten Vehikel der Fortbewegung wegnimmt?

Gerade in Zürich ist die Infrastruktur des öffentlichen Verkehrs wahnsinnig gut ausgebaut. Schon als ich klein war, fuhr alle sieben Minuten ein Tram. Heute sind es fünf. Die Voraussetzung ist also nicht, den ÖV auszubauen, sondern in den Köpfen der Menschen muss Veränderung stattfinden. Am Morgen setzt sich einfach jeder in sein Auto und wenn man durch das Fahrerfenster schaut, sitzt da nur immer einer drin - nichts mit Car Sharing. Niemand will verzichten, aber alle sprechen von Klimaschutz. Dafür kauft man sich dann einen Tesla... Spannend ist auch, dass während Corona die Nachfrage nach Velos gestiegen ist. In Zürich ist ja das Velonetz eine Katastrophe, jetzt wird da der Druck noch grösser.



Da können wir viel lernen von Amsterdam...

Schon im Kindesalter hat man sich dort an die Velos gewöhnt. Als ich in Amsterdam war, fuhren sie wie die Wilden mit ihren Velos. Aber jeder weiss, wie er sich auf der Strasse verhalten muss, niemand regt sich auf. Bei uns sind wir nicht so weit, da heisst es dann «immer diä Schiss-Velofahrer».





Ganz nach dem Buch «Die Entdeckung der Langsamkeit» von Sten Nadolny: Hat die Wiederentdeckung der Langsamkeit aufgrund von Corona eine Chance in einer Welt, die uns mit Sinneseindrücken überflutet?

Das wäre schön. Die Schnellebigkeit, in der wir uns gerade befinden mit Social Media, Instagram, Swipes... Nicht mal eine Sekunde Zeit hat man, um sich auf ein Bild zu konzentrieren. Und in diesem Sekundenbruchteil entscheiden wir uns, ob wir das Bild liken oder nicht. Dann kommt schon das nächste Bild, das vorherige habe ich bereits vergessen. Was bleibt mir also von all diesen Eindrücken?

Das Internet hat uns entfremdet. Doch irgendwo müssen wir wirklichen Menschen begegnen. Ryue Nishizawa, der japanische Architekt, meint: «Wir Architekten müssen die Räume dafür schaffen; mehr noch - Atmosphären, in welchen wir vom Leben umschmeichelt werden.» Was glauben Sie?

Stimmt. Die Räume, die die Architektur bietet, sind für alle da. Ich denke jetzt nicht nur an den Innenraum eines Gebäudes, sondern auch an Räume, die sich zwischen den Häusern aufspannen. Da kann Atmosphäre entstehen, die Wirkung eines Ensembles, die sensibel komponiert ist zwischen den verschiedenen Oberflächenmaterialien. Zum Beispiel die Viaduktbögen in Zürich bei den alten Arbeitersiedlungen: Ein Ort mit einer tollen Atmosphäre. Urban und rough ist es da und trotzdem hat es Charme. Das lebt von so vielen verschiedenen Einflüssen und ist deswegen auch nicht einfach zu kontrollieren. Das sieht man auch bei der Stadtentwicklung: Da macht man einen öffentlichen Platz mit diesen Gebäuden, die drum herum gespannt werden. Oft wirken diese Orte seelenlos. Es ist eben schwierig zu wissen, wann sich die Leute einen Platz aneignen und wann nicht.

Liegt das vielleicht daran, dass die Architekten - also symbolisch - viel zu wenig auf die Strasse gehen, um die Leute zu fragen, was sie glücklich machen würde?

Wir haben einen Testplan gemacht in Winterberg. Da wurde die Bevölkerung gefragt, was sie sich in ihrem Dorf wünscht. Da kamen so Antworten wie «Naja, einen Ort, an dem man sich treffen kann...» Es ist also auch für die Laien schwierig auszuformulieren, was einen guten Ort ausmacht.

Vielleicht müsste man experimenteller arbeiten bei diesen Workshops, mit Klötzen und Farben...

Genau. Logisch, das Gipsmodell 1:500 braucht es für die Dichteüberprüfung und Massenverteilung. Aber um wirklich eine Sinnlichkeit abzubilden, sind eine Collage oder Referenzbilder viel aussagekräftiger. Weil man so ein Ziel hat in Form eines Bildes. Dann müssen wir alles daransetzen, damit es schlussendlich so aussieht.

Zum Schluss eine hypothetische Frage: Sie wären allmächtiger Entscheider über die Architektur, was würden Sie ihr an Veränderung aufbürden?

Für mich ist Architektur immer am Puls der Zeit, ein Abbild unserer Gesellschaft, ein Teil unserer Geschichte - und aus der Vergangenheit können wir lernen. Kurz: Die Architektur ist die Mutter aller Künste. Ich wünsche mir daher, dass es einfacher wäre, Architektur wieder kreativ zu gestalten. Häuserbau ist so wahnsinnig kompliziert geworden: Minergie, Eco, kontrollierte Wohnungslüftung - was da alles in diesen Häusern drin ist, das einen gestalterischen Einfluss hat, den wir nicht mehr steuern können... Wenn ich zum Beispiel an diese alte Häuserzeile im Kreis 4 denke: Bei jedem einzelnen Detail ist Liebe dabei, weil es eben von Hand gemacht wurde. Und jetzt werden diese Dinge alle maschinell in Serien hergestellt. Was ich mir also für die Architektur wünsche: Dass die Sinnlichkeit wieder zurückkommt.

GIRSBERGER UND DAS BÜRO, DAS KEINER SIEHT

Von Matthias Seiler, Girsberger
Foto: Denise Ackerman

Vom Gedanken zur Gestaltung

Designer werden ja gern gefragt: Wie lässt du dich inspirieren und wo kommen die Ideen her? Meine Antwort ist einfach: Vom Nachdenken. Und Corona hat viel Anlass zum Nachdenken gegeben. Unter anderem darüber, wie wir zukünftig zuhause leben und arbeiten werden. Die Zeit im Homeoffice war für viele von uns eine intensive und erkenntnisreiche Selbsterfahrung. Fast jeder kann eine Geschichte davon erzählen. Ich habe mir viele Geschichten angehört, diskutiert und - nachgedacht. Schnell war klar, es braucht neue und bessere Lösungen für's Arbeiten zuhause, weil das Homeoffice zukünftig einen anderen Stellenwert haben wird. Darin liegt eine Chance. Essentielle Neuheiten entstehen eben meistens dann, wenn sich etwas Grundlegendes ändert.

Mannigfaltiges Möbel

Das Homeoffice wird immer mehr zur Normalität. Arbeitswissenschaftler rechnen damit, dass Büroarbeit zukünftig zu 30 bis 40 Prozent zuhause stattfinden wird. Die wenigsten von uns sind dafür richtig eingerichtet. Der Laptop am Esstisch oder auf dem Sofa ist eine Lösung für ein paar Stunden, nicht aber für mehrere Arbeitstage pro Woche. Die daraus resultierenden Nackenschmerzen haben viele von uns in der Pandemiezeit erfahren. Für die Arbeit zuhause wird ebenso wie im Büro ein Tisch benötigt, welcher langanhaltende Arbeit am Bildschirm ermöglicht.

Aber die wenigsten haben dafür im heimischen Umfeld den erforderlichen Platz. Ausserdem wollen wir in der Regel aus ästhetischen Gründen keinen Bürotisch in unserer Wohnung haben. Dort umgeben wir uns gern mit Dingen, die Wohnlichkeit vermitteln und zu denen wir eine persönliche Bindung aufbauen können.

Die Aufgabenstellung für mich als Designer war damit klar: Es braucht ein völlig neues Möbel für das Arbeiten in den eigenen vier Wänden. Platzsparender als ein normaler Bürotisch, aber geeignet für Bildschirmarbeit. Trotzdem soll es nicht wie ein Büromöbel aussehen. Es muss schön sein, sich gut ins persönliche Wohnambiente einfügen.

Tradition, neu erfunden

«La Punt» ist ein rätoromanischer Begriff und zugleich ein Ortsname im Oberengadin, der «die Brücke» bedeutet. Das passt gut zum konstruktiven Ansatz des Möbels. Denn im Kern handelt es sich um eine Brücke aus Massivholz mit einer herunterklappbaren Arbeitsfläche. Deshalb passt La Punt in jede Wohnung. Im zugeklappten Zustand ist es gerade mal 40 cm tief - quasi ein Sideboard an der Wand. Nach dem Ausklappen der Arbeitsfläche entsteht ein grosser Arbeitsbereich mit 80 cm Tiefe. Genug für einen vollwertigen Bildschirmarbeitsplatz mit genügend Sichtabstand zum Monitor. Im hinteren Bereich hat man zwei Ebenen und damit viel Ablagefläche für Unterlagen, Beleuchtung und Büroaccessoires.

G I R S
B E R G E R
M A T T H I A S
S E I L E R
D E S I G N E R

Zudem kann La Punt im unteren Bereich mit einem Ablagetablar ausgestattet werden, für Ordner, Unterlagen oder auch einen Drucker. Nach getaner Arbeit kann man den Laptop oder die Tastatur sowie Arbeitsunterlagen in die hintere Ablagefläche verschieben und das Tablar herunterklappen. So entsteht schnell Ordnung und optisch ein aufgeräumter Eindruck. Das Homeoffice ist verborgen und tritt erst wieder in Erscheinung, wenn die Arbeitsfläche hochgeklappt wird.

Trotz all dieser Funktionalität ist La Punt ein Möbelstück, welches Wohnlichkeit vermittelt und sich gut in verschiedene Wohnumgebungen einpasst. Es ist eben kein Bürotisch, sondern ein schön gearbeitetes Möbel aus Massivholz. Die Details sind bewusst gestaltet und hochwertig verarbeitet. Die Kanten verfügen beispielsweise über eine Fase, welche die Holzbrücke dünn und filigran wirken lässt. Girsberger ist ein Massivholzspezialist mit mehr als 130 Jahren Tradition. Insofern war für uns klar, dass La Punt ein Massivholz-Möbel sein muss. Dafür kennt man uns. Massivholz ist sozusagen Teil der Girsberger DNA.

» DIE AUFGABENSTELLUNG FÜR MICH ALS DESIGNER WAR DAMIT KLAR. ES BRAUCHT EIN VÖLLIG NEUES MÖBEL FÜR DAS ARBEITEN IN DEN EIGENEN VIER WÄNDEN. PLATZSPARENDER ALS EIN NORMALER BÜROTISCH, ABER GEEIGNET FÜR BILDSCHIRM-ARBEIT. TROTZDEM SOLL ES NICHT WIE EIN BÜROMÖBEL AUSSEHEN. «



Holz und High-Tech in Harmonie

Eine Elektrifizierung ist mit der klappbaren Kabelwanne gewährleistet. Darin gibt es viel Platz für Steckerleiste, Kabel und Trafos. Zusätzlich kann der darüber liegende Ablagebereich mit einer weiteren Steckerleiste ausgerüstet werden, um mobile Endgeräte schnell anschliessen zu können. Der obere Ablagebereich kann ausserdem mit Organisationsboxen aus Aluminiumblech ausgestattet werden - für Unterlagen, Schreibmittel, Schere, Lineal oder das, was man sonst in unmittelbarer Nähe zur Hand haben möchte.

Die Arbeitsfläche und die Ablagetable bestehen aus einer dünnen Vollkernplatte mit einer Fenix-Beschichtung, einem matten Nanotech-Material, das der Oberfläche einen edlen und samtigen Touch verleiht. Ein High-Tech-Material, das in einem interessanten Kontrast zur Holzbrücke steht.

Die La Punt Arbeitskonsole kann zudem mit Highboards kombiniert werden. Auf diese Weise entsteht ein Arbeitsplatz mit viel Raum. Die Highboards haben die gleiche Höhe wie die Arbeitskonsolen. Wenn das Arbeitstablak heruntergeklappt ist, wirkt es auf den ersten Blick wie ein Regal, aufgeklappt wird es zu einem Arbeitsplatz mit viel Stauraum.

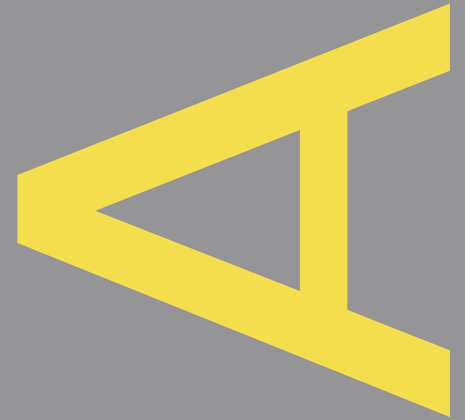
Es gibt verschiedene Ausführungen mit Regalböden und Schubladen. Die Schubladenfronten und die Ablagetable sind ebenfalls aus Vollkern-Holz. Der Schubladengriff entsteht durch eine kreisrunde Fräsung - eine einfache Lösung mit einer starken grafischen Wirkung.

Alex ist Sachbearbeiter bei einer Versicherungsgesellschaft. Er lebt in einem Singlehaushalt in einer 2-Zimmerwohnung. Er benötigt eine Homeoffice-Lösung für konzentriertes Arbeiten am Bildschirm in seinem Wohn- und Esszimmer. Mit der kompakten La Punt Arbeitskonsole mit der klappbaren Arbeitsplatte hat er die ideale Lösung gefunden.



Helene ist Texterin. Sie lebt in einer Loftwohnung zusammen mit ihrem Mann. Helene nutzt die neue Flexibilität und arbeitet projektbezogen zu Hause, im Büro oder im Vorort in einem Coworking Space. Ordnung und Ästhetik sind ihr wichtig. Sie hat viele Bücher und Unterlagen, die untergebracht werden müssen. Deshalb hat sie die La Punt Arbeitskonsole mit zwei Highboards ergänzt.

Dominique ist Informatiker und seine Frau Lehrerin. Sie haben zwei Kleinkinder. Dominique findet das Homeoffice ganz okay. Er und seine Frau geniessen die neue Flexibilität. Am besten eignet sich die Ecke im Wohnzimmer für ihr neues Homeoffice. Sie haben es mit einer La Punt Arbeitskonsole mit 160 cm Länge eingerichtet, die Arbeitsplatte ist nicht klappbar.



FRAGEN

Frank Joss: Wie wird sich das Design in Zeiten von Corona verändern?

Mathias Seiler: Als Möbeldesigner mache ich mir zwangsläufig darüber Gedanken, was nach der Pandemie an Begehrlichkeiten auf uns zukommen wird. Krisen generieren grundsätzlich auch Chancen, an neuen Ideen zu arbeiten, den Schritt in eine Terra Incognita zu wagen. Die Situation rund um die Form, wie wir in Zukunft arbeiten, wird eine andere sein. Gesellschaftsforscher prognostizieren eine stark ansteigende Zahl an Homeoffices. Sie gehen von einer Zunahme von 20 bis 40 Prozent aus, die künftig ihre Arbeit von zu Hause aus erledigen. Aus Beobachtungen des Marktes wissen wir: 50 Prozent aller Schweizer und Deutschen haben kein eigentliches Arbeitszimmer. Punkt. Gearbeitet wird in der Küche, im Wohnbereich, im Schlafzimmer oder gar auf dem Korridor. Oft fehlt es an einer geeigneten Arbeitsfläche. Es wird improvisiert. Darunter leidet nicht selten die Ästhetik. Da kommen wir ins Spiel.

Spiel? Spielen Sie uns Ihre Gedanken vor.

Wir haben uns rückbesonnen auf Möbel vergangener Zeiten, auf Objekte, die ausziehbar oder klappbar waren. Ein gutes Beispiel dafür ist Urgrossvaters Sekretär als ein in sich geschlossenes Teil oder als funktionales Arbeitsmöbel mit runtergeklappter Tischfläche. Diese kluge Form von wechselwirkender Funktion hat uns angespornt, Tische zu gestalten, die dem Streben nach Formschönheit gerecht werden. Beim Arbeiten im Privatbereich sind aber auch die Art und Dauer der Nutzung von entscheidender Bedeutung. Gerade im Homeoffice ist, mit Blick auf die Möblierung, die tägliche Nutzungsdauer von grosser Bedeutung. Klar, wenn es sich um einen Dauerarbeitsplatz handelt, gelten beim Design dieselben Spielregeln und Anforderungen an ergonomische Kriterien wie im angestammten Büro. Schliesslich ist in diesen Zeiten die ganze Welt ein Büro. Und diese Welt muss ein bisschen behutsamer und sinnvoller in den Arm genommen werden.

Bei der Neukreation mit integrierter Tischplatte zum Klappen oder Ausziehen haben Sie nach typologischen Mustern, also nach Personen mit unterschiedlichen Bedürfnissen, gesucht. Da ist als Beispiel Helene, die als Texterin eine grosse Arbeitsfläche braucht und gleichzeitig Abstellflächen für das Wörterbuch, die Fachbücher und das Drehbuch, das noch überarbeitet werden muss... Handelt es sich hier also um ein sogenanntes «Customized Design»?

Ja. Es gibt ja auch Alex, den Versicherungsmann oder Laura, dargestellt als Projektleiterin in der Immobilienbranche. Mit diesem personifizierten Zuordnen des Designs wird auch unsere Absicht zementiert: Das Design soll den Bedürfnissen der Nutzer gerecht werden und an sie angepasst sein. So betrachtet ist «customized» sicherlich nicht unangebracht. Darauf basiert ja auch unser System La Punt, das ad hoc für post Corona entwickelt wurde. Es ist auch eine kleine Hommage an den Ort im Oberengadin. La Punt bedeutet im Rätoromanischen «Brücke». Dies trifft auch die Grundidee des Möbels - eine Massivholzkonzole als tragende Brücke für eine klappbare Arbeitsplatte.

Dann möge doch Girsbergers La Punt zum erfolgreichen Brückenschlag werden für alle, die künftig im Home ihr Office haben...

Fazit

Nie war das Ineinandergreifen von Wohnen und Arbeiten so aktuell wie heute. Dafür bietet das Unternehmen Girsberger nun ganzheitliche Lösungen an - vom ergonomischen Drehstuhl, über den Arbeitstisch bis hin zu verschiedenen Stauraumlösungen.

Über den Designer

Mathias Seiler, 1963 geboren, studierte Industrial Design an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg bei Prof. Dieter Rams. Er arbeitete international als Produktdesigner für verschiedene renommierte Möbelhersteller und erhielt zahlreiche Auszeichnungen. Seit 2010 trägt Mathias Seiler bei Girsberger die Gesamtverantwortung für Design und Marketing.

DIESE STUDIE WIRD NICHT ALLEN VERMÖGENSVERWALTERN GEFALLEN.



Über ZWEI Wealth

ZWEI Wealth wurde 2014 von Prof. Dr. Klaus Wellershoff und Patrick Müller gegründet. Heute ist ZWEI Wealth das grösste von Banken und Vermögensverwaltern unabhängige Ecosystem in der Vermögensverwaltung.

Für unsere Kunden haben wir bereits mehr als 400 Banken und Vermögensverwalter überprüft und evaluiert. Die besten und passendsten Leistungen werden in dieser Studie vorgestellt.



Gerne überreichen wir Ihnen die Studie. Bestellen Sie diese unter zwei-wealth.ch/studie

REICHTUM KOMMT IN VIELEN WÄHRUNGEN

«There are people who have money and there are people who are rich», sagte einst die berühmte Modedesignerin Coco Chanel. Reich sein scheint also nicht zwingend eine Frage des Geldes zu sein... doch was ist es dann? Familie? Freunde? Gesundheit? Erfolg? Selbsterfüllung? Vielleicht eine Prise von allem - oder von gar nichts. Vielleicht ist Reichtum auch wandelbar und abhängig von der Person, deren Alter oder Lebenssituation. Gerade in Zeiten von Corona ändert sich so manche Weltanschauung. Kleine Selbstverständlichkeiten des Alltags, denen man noch vor Kurzem kaum Beachtung geschenkt hat, werden nun erwartungsvoll herbeigesehnt. Getümmel, Gewusel und Gelächter. Wir vermissen, was wir zuvor kaum wahrgenommen haben. Und plötzlich haben wir wiederum eine grosse Menge des Gutes, das uns vorher manchmal unerreichbar erschien: Zeit. Perspektiven und Prioritäten ändern sich also. Zeit für eine Reflexion.

Der Beirat von ZWEI Wealth hat sich deshalb auf die Suche nach einer Antwort zur vielseitigen Frage «Was macht mein Leben reich?» gemacht. Über eine Zeitspanne von knapp zwölf Wochen wurden im letzten Jahr ganz unterschiedliche Menschen dazu eingeladen, sich mit Gastbeiträgen dieser Frage anzunehmen. Die Definitionen des Reichtums waren dabei so unterschiedlich, wie es Währungen gibt. So entstand eine Reihe von Texten und Gedankenanstössen, die dieses Themas in seiner Vielschichtigkeit ausloten. Sie sind nachzulesen auf dem Blog www.zwei-wealth.ch/reich. Die 24 schönsten Beiträge können Sie bei ZWEI Wealth als Sammelwerk bestellen.

EINE FAHRT DURCH ZU-REICH

Von Prof. Dr. Bernhard Hunziker, Foto: Denise Ackerman

Ein Eyecatcher, unübersehbar auf die grosse freie Fläche einer Hausfassade beim Zürcher Hauptbahnhof gesprayed, hat für Jahre die Aufmerksamkeit Zugreisender kurz vor Einfahrt oder nach Abfahrt mit dem Wortspiel «Zü-rich - Zu-reich» auf sich gezogen. Das Haus wurde längst abgerissen und die Aufschrift ist damit verschwunden. Doch zu oft habe ich diese witzige, zum Nachdenken anregende Buchstabenumstellung gelesen, als dass sie auch aus meinem Gedächtnis gelöscht worden wäre.

Die Fragestellung nach dem, was mein Leben reich macht, lässt mich spontan erst einmal nach der Bedeutung von «reich» suchen, suggeriert sie ja doch viel mehr als nur das Gegenteil von arm und mittellos. Diese Termini sind sehr relativ und lassen sich mit einem rein materiellen Wertevergleich, worauf die Haus-Sprayerei wohl abzielte, nicht oder nur höchst einseitig und oberflächlich beantworten. Deshalb würde ich synonymisch lieber von einem erfüllten Dasein sprechen, in dem ich mich umfassend, mit all meinen Talenten, Facetten, unterschiedlichen Begabungen und Neigungen, in der mir zur Verfügung stehenden Lebenszeit einbringen darf.

Ich hatte viel Glück in meinem Leben, das kann ich mit zunehmendem Alter bewusster er- und bekennen. Es war mir dankenswerterweise vergönnt, einer inneren Kompassnadel folgend, schlimme Unfälle zu verhindern und einen Weg gehen zu können - auch wenn er nicht immer meiner Planung und Vorstellung entsprochen haben mag - welcher mir letztlich die richtigen Entscheidungen zu suchen half und, rückblickend beurteilt, an das rechte Ziel geführt hat. Das Finden einer inneren Balance sozusagen, die mich wiederum glücklich und zufrieden oder eben reich macht sowie dankbar für das Er-reich-te, von dem ich versuche, ein Stück meinem Umfeld zurückzugeben. So beispielsweise mit dem von mir gegründeten Bach Collegium Zürich oder über dieses Ensemble an die Zuhörerschaft (woraus jetzt das geflügelte Wort Brentanos abgeleitet werden könnte: Liebe ist das Einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt). Ich sehe dessen inzwischen 20-jährige Existenz auch als eine Art immateriellen Kontrapunkt zum örtlichen Wirtschaftsstandort und Welt-Finanzplatz Zürich; beide Seiten sind aufeinander angewiesen.

Fazit: Die vorgelegte Frage ist nicht neu. Seit Jahrhunderten haben grosse Denker immer wieder Antworten darauf gesucht. Und es gilt genauso für mich heute, aus der Dialektik meines Lebens einen Konsens zu suchen, der mir erst ermöglicht, unabhängig meinen eigenen Weg zu beschreiten - und meine Mitmenschen daran teilhaben zu lassen.

Prof. Dr. Bernhard Hunziker, künstlerischer Leiter des Bach Collegium Zürich und Professor an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, ist einer der 24 Porträtierten, die einen Gastbeitrag zum Thema «Was macht mein Leben reich?» verfasst haben.

DIE VERMÖGENSARCHITEKTEN



DIE ANDERSDENKENDEN



Foto: Denise Ackerman

Mireille Allemann und Tanja Dias-Wurmitzer

»ES ENTSTEHT EINE NEUE
NÄHE ZU DENEN, MIT DENEN
WIR ZUSAMMENLEBEN.«

VOM MUT, UNSERE GLAUBENSsätze AUFZULÖSEN

Ich erinnere mich noch genau, wie wir zu zweit im Büro vor dem Bildschirm sassen und gebannt der Medienkonferenz des Bundesrats folgten. Irgendwann stand ich auf und holte einen Cognac, den uns ein Fassadenbauer geschenkt hatte und goss meiner Geschäftspartnerin und mir je ein grosses Glas ein. Was gerade passierte, war bisher für uns, wie für alle anderen auch, vollkommen unvorstellbar gewesen und warf uns erst einmal aus der Bahn. Im Büro brach grosse Unsicherheit aus und alle wollten von zu Hause aus arbeiten. Wir waren allerdings nicht dafür ausgerüstet und in der Architekturbranche, wo überwiegend in Teams gearbeitet, entworfen und diskutiert wird, war Fernarbeit bisher nie ein Thema gewesen. Wir reagierten noch am gleichen Tag und beauftragten unseren Provider und die Softwarefirma mit der Einrichtung eines VPN-Zugangs für den Server. Die Antwort lautete allerdings, man sei überlastet und der frühestmögliche Termin erst drei Wochen später möglich. Also schlugen wir unseren Mitarbeiterinnen vor, in einem Rotationsystem zu arbeiten, damit sich nie mehr als zwei Personen gleichzeitig in den Räumlichkeiten aufhielten. Wir boten an, sie mit unserem Privatauto von zu Hause abzuholen, um so die gefürchtete Ansteckung im öffentlichen Verkehr zu verhindern.

Die Nervosität unter den Mitarbeiterinnen war hoch, gleichzeitig lief die Arbeit auf den Baustellen wie gewohnt weiter, da die Baubranche fast als einzige von den Massnahmen des Bundesrats ausgenommen war. Natürlich spürten wir auch dort den Druck und die Unsicherheit. Die Lieferung von Möbeln, Sanitärapparaten und Leuchten aus dem nahen Ausland verspätete sich. Manche Bauherren stoppten Bauvorhaben aus Angst vor der Ungewissheit. Wir aber hatten das Glück, dass wir keinen wirklichen Einbruch der Nachfrage erlebten. Die Investitionen, die wir in den folgenden Monaten tätigen mussten, waren dennoch hoch und belasteten uns auch finanziell, denn wir mussten unsere ganzen Computersysteme so aufbereiten, dass wir ohne grössere Einschränkungen im Homeoffice arbeiten können.

Aber auch unsere Grundsätze im Hinblick auf Städtebau und Architektur wurden erschüttert. Viele Menschen leben in stadtnahen Gebieten und sind täglich in die Ballungszentren gependelt, wodurch in den letzten Jahren sehr viel Verkehr entstand, der ein erhebliches wirtschaftliches und ökologisches Problem darstellt. Die traditionelle räumliche Trennung von Arbeit und Wohnen hatte nicht nur zu Verkehrsproblemen geführt, sondern auch zum unkontrollierten Wuchern von mehr oder weniger lieblos gewachsenen Agglomerationsgebieten und damit zum steigenden Verbrauch von Landreserven. Man versuchte raumplanerisch die Lebensräume zu verdichten, um Ressourcen zu schonen. In den Städten sollten neue, dichtere Überbauungen entstehen, die den Wohnraum der Menschen auf kleinerer Fläche konzentrieren.

E C H T

R A U M

Doch dann kam Covid-19 und plötzlich hiess es, man solle auf Distanz gehen. Social Distancing also statt Verdichtung! Unsere Ziele und Ideale wurden innerhalb kürzester Zeit radikal in Frage gestellt. Social Distancing ist natürlich deutlich schwieriger in urbanen Gebieten als auf dem Land zu realisieren. Jeder, der ein Stückchen Garten hat, ist plötzlich privilegiert. Er hat Bewegungsraum, Freiheit, ein Stück grünes Paradies ganz für sich. Das Sozialleben kam zum Erliegen. Während der Kontakt zu den Arbeitskollegen nur noch digital erfolgt, trifft man plötzlich die Nachbarn beim Spazieren, kommt ins Gespräch. Statt Partyabend heisst es Grillieren mit maximal einem weiteren Haushalt. Unser Sozialleben wird intimer und digitaler zugleich. Die Definition von Nähe ändert sich, das Zuhause gewinnt an Bedeutung. Wer mehr Wohnraum besitzt, schätzt sich glücklich. Wenn plötzlich eine ganze Familie rund um die Uhr auf engem Raum zusammen sein muss, wachsen die sozialen Probleme. Die Inzidenz von häuslicher Gewalt steigt.

Wir können eine ganz neue Qualität urbanen Lebens erschaffen, die uns auch langfristig bereichert - nicht nur in den Städten, sondern auch in den Agglomerationen. Dafür brauchen wir den Mut, unsere Glaubenssätze aufzulösen, das zu hinterfragen, was wir zu wissen glauben. Wir sind unvorbereitet in eine Krise gestürzt, die viele persönliche Tragödien zur Folge hat. Umso mehr müssen wir neue Ideen entwickeln, innovative Konzepte, damit die Gesellschaft sich an die veränderten Bedingungen anpassen kann. Und wie sagte schon Hermann Hesse: «Jedem Anfang liegt ein Zauber inne...» In diesem Sinne schauen wir zuversichtlich und neugierig in die Zukunft, voller Bereitschaft, uns auf das Neue einzulassen.

Mireille Allemann, Dipl. Arch. ETH / SIA

echt.raum GmbH, Lavaterstrasse 69, 8002 Zürich
043 333 06 77, www.echtraum.ch

docstation

artis

Dafür lösen sich die vorher so belastenden Verkehrsprobleme wie von selbst. Covid-19 zwingt uns zum Umdenken. Vielleicht müssen wir unsere Konzepte vom Wohnen überarbeiten, die Qualität und Bedeutung von Grünraum - Parks, Gärten und Natur - anerkennen und den bisher vernachlässigten, losen Agglomerationsgebieten mehr Aufmerksamkeit und Liebe schenken. Die unmittelbare Nachbarschaft wird wichtiger. Ganze Gebiete, die bisher tagsüber kaum belebt waren, sind plötzlich mit prallem Leben erfüllt. Kann es sein, dass eine neue Form von urbanem Leben ganz dezentral entsteht? Was passiert, wenn sich das Nachtleben vom Stadtgebiet in die Wälder verlagert?

Räume werden multifunktional, Arbeit und Wohnen vermischen sich. Was für Auswirkungen wird das auf Wohnungsgrundrisse haben? Könnte dies auch eine Chance sein für die oft thematisierte Vereinbarkeit von Familie und Arbeit? Es entsteht eine neue Nähe zu denen, mit denen wir zusammenleben. Halten wir das aus? Wie ändern sich unsere Beziehungen, wenn wir nur noch eine beschränkte Anzahl Menschen gleichzeitig treffen? Wir müssen auch darüber nachdenken, wie wir dort, wo Verdichtung bereits Realität ist, Raum schaffen. Können und sollen wir Restaurants, Cafés, Clubs ins Freie verlagern? Wie verändert dies den städtischen Raum? Finden dadurch vielleicht sogar lebendigere Begegnungen statt?



Architektur kann vieles sein: ein Dach gegen die Witterung mit einer wärmenden Feuerstelle, ein Werk in drei Dimensionen, das Abbild kulturellen Schaffens, die höchste aller Künste. Die Architektur befindet sich im stetigen Spannungsfeld zwischen den beiden Extremen: dem Abdecken primitivster Bedürfnisse und der reinen Kunst. Alles Gebaute bewegt sich irgendwo auf einem Kontinuum zwischen diesen beiden Polen. Manches Bauwerk bedient eher pragmatische Bedürfnisse, bei anderen Objekten fühlt man den Drang zur Selbstverwirklichung. Beides sind unserem Verständnis nach männliche Konzepte.

Wir bei echt.raum sind auf der Suche nach einer anderen Architektur. Einer Architektur, die den Menschen, das «Du» und das «Wir», ernst nimmt. Wir möchten Räume kreieren, in denen die Bedürfnisse der Nutzer auf allen Ebenen des menschlichen Seins erfüllt werden. Wir sind auf der Suche nach einer weiblichen Antwort auf die Frage nach dem idealen Raum als erweiterte Körperhülle. In Stettbach haben wir diese Suche mit einem neuen Projekt fortgesetzt.

Mitten im ersten Corona-Jahr kam ein Bauherr auf uns zu mit der Bitte, auf 550 Quadratmetern beim Bahnhof Stettbach eine Praxis zu realisieren, in der die Patienten eine umfassende medizinische Behandlung in verschiedenen Fachrichtungen erhalten sollen: Ästhetische Medizin, Allgemeinmedizin, Kardiologie, Dermatologie, Chirurgie und Sportmedizin. In einer Zeit, in der andere Bauherren aufgrund der wirtschaftlichen Unsicherheit den Planungsprozess unterbrachen, erschien uns dieses Vorhaben besonders mutig. Es war somit das erste Objekt, dessen Planung wir vor dem Hintergrund des Corona-Virus starteten. Gerade erst hatten wir angefangen, uns über die baulichen Konsequenzen der Pandemie Gedanken zu machen.

Zu unserem grossen Glück entpuppte sich unser Bauherr als Pionier, der uns in dieser besonderen konzeptionellen Arbeit unterstützte und verstand. Natürlich gab es direkte und pragmatische Implikationen auf den Grundriss. So gestalteten wir verschiedene Wartezonen, damit die Patienten die neuen Abstandsregeln zu jeder Zeit einhalten können. Wir planten einen zweiten Eingang für potentiell infizierte Patienten, die dann in einem speziellen Corona-Zimmer isoliert werden, damit zu keinem Zeitpunkt eine Gefährdung für andere Patienten entsteht. In den Behandlungsräumen verwendeten wir auf Wunsch des Bauherrn spezielle kontaktlose Waschtischmischer, welche gleichzeitig auch Seife und Desinfektionsmittel spenden. Die Durchreiche in der Patienten-Toilette ist ebenfalls kontaktlos bedienbar und in ihrer Ästhetik und Funktionsweise gleichermaßen futuristisch wie hygienisch.

Mitten in der Pandemie trugen wir bei allen Besprechungen Masken und waren uns der neuen körperlichen Distanz zueinander mehr als bewusst. Fühlbar war auch das kollektive Unwohlsein, das durch die Omnipräsenz einer Pandemie entsteht. Umso wichtiger also für uns und den Bauherrn, eine Architektur zu erschaffen, die dem Menschen nicht mit Kühle begegnet, sondern ihm ein Stück Geborgenheit und Sinnlichkeit zurückgibt. Wir waren auf der Suche nach Texturen und Materialien, deren Haptik auch visuell erfahrbar war. Das Mobiliar sowie das Licht sollte Wohlbehagen und Eleganz ausstrahlen.

Ein besonderes Augenmerk wurde auf die Gestaltung des Operationssaals gelegt, der vom Gang aus nur durch eine transparente Glaswand getrennt, Einblick gewährt und somit Vertrauen schafft. Während einer Operation kann natürlich ein Sichtschutz herabgefahren werden, um die nötige Privatsphäre herzustellen. Ein Sternenhimmel über der Operationsliege lenkt von den technischen und medizinischen Prozessen ab und verschafft dem Patienten ein Gefühl der Geborgenheit.

Für die Planung und die Ausführung der Praxis hatten wir sechs Monate Zeit zur Verfügung. Es war ein gewagtes Unterfangen. Wir holten mit der Firma Palmieri AG eine externe Bauleitung mit ins Boot, die uns zwar für verrückt erklärte, aber uns trotzdem vertraute und uns schliesslich zum Ziel führte. In einer unsicheren Zeit und mit ständig wechselnden Massnahmen des BAG sind wir unserem Streben nach dem idealen Raum einen Schritt näher gekommen. Dank einem motivierten Team von Unternehmern und einem visionären Bauherrn, welche trotz Virus mit unvermindertem Elan zusammengearbeitet haben, konnte in dieser ungewissen Zeit ein Stück Magie entstehen.

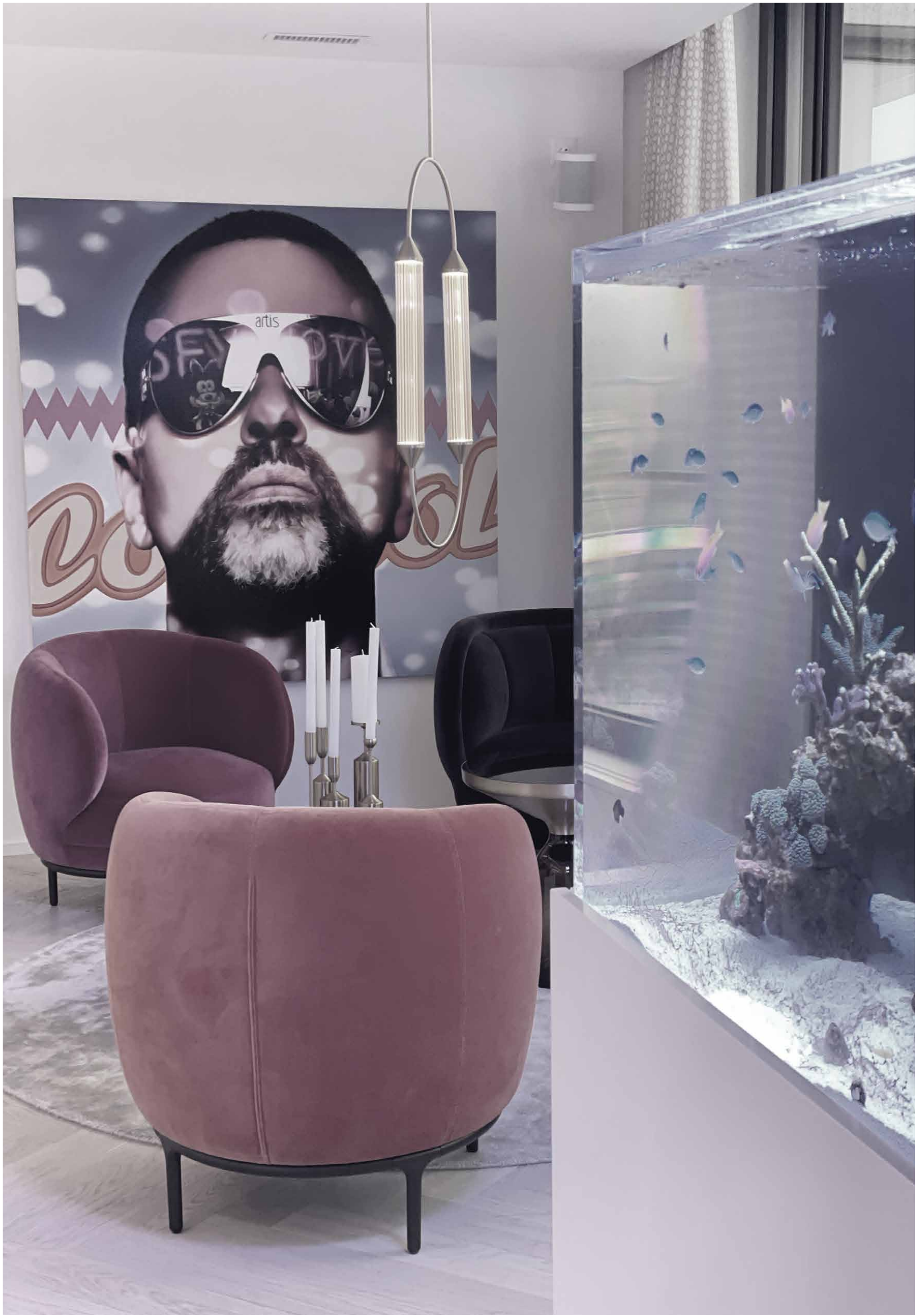
Von Mireille Allemann, Dipl. Arch. ETH / SIA
& Tanja Dias-Wurmitzer, Dipl. Arch. ETH / SIA
Praxis: www.docstation.ch und www.artis-aesthetics.ch
Branding: www.lumina-health.ch

HEALING ARCHITECTURE. EIN STÜCK MAGIE IN UNSICHERER ZEIT

» DIE ARCHITEKTUR
BEFINDET SICH IM
STETIGEN SPANNUNGSFELD
ZWISCHEN DEN BEIDEN
EXTREMEN. DEM ABDECKEN
PRIMITIVSTER BEDÜRFNISSE
UND DER REINEN KUNST. «

DIE ANDERSDENKENDEN





Raubersten

ein Corona-Gedicht von Grace Hulky

Fakten
Zerrinnen,
Neuerdings.
Dünnes Eis,
Dünnes Ich -
Gedanken zerfallen, Fragezeichen
Aus Beton,
Gebaut für eine
Andere Zukunft.
Geh weg!
Halt dich fern!
Gefährliches Sprechen, rote Wolke,
In eine Grafik
Gebrannt.
Und Raum klingt
Anders,
Zwischenräume
Bis wohin.
Es weint
In mir.
Ich sehne mich,
Nach dir,
Du. Mensch.
Händedruck.
Nach Luft
Und Freiheit.
Und da, ein Körper ganz nah.
Un(d)möglich.
Und ich berste
Vor Leben.

Elite

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR



Ihr Wohlbefinden liegt uns seit 125 Jahren am Herzen

In Aubonne, am Ufer des Genfersees, fertigen wir aus natürlichen und regionalen Materialien traumhafte Betten. Ob Designmodell oder klassisches Bett: Vom Kopfteil über das Bettgestell bis hin zur Matratze wird alles exakt und rundum nach Ihren Wünschen handgefertigt. Zur Auswahl steht eine Vielfalt an Materialien, Farben und Formen. Wie einmalig komfortabel unsere Bettensysteme sind, können Sie in jeder «Elite Gallery» entdecken.

Schweizer Manufaktur seit 125 Jahren

 www.elitebeds.ch 



Zürich - Luzern - Riehen - Basel - St. Moritz - Gstaad - Sitten - Verbier - Crans-Montana - Genf - Aubonne - Lausanne - Paris - Mailand

ZÜRCHER GALERIEEN UND MUSEEN

THOMAS AMMANN FINE ART AG

Zeitgenössische Kunst: de Kooning, Marden, Ryman, Taaffe, Twombly, u.a.
Restelbergstrasse 97, 8044 Zürich, T 044 360 51 60
Mo-Fr 10-17
da@ammannfineart.com, www.ammannfineart.com

ARTEF FINE ART PHOTOGRAPHY GALLERY

Abbott, Baumgartner, Crewdson, Cunningham, Fontana, Halsman, Salas, u.a.
Splügenstrasse 11, 8002 Zürich, T 043 817 66 40
Di-Fr n.V., Sa 12-17
info@artef.com, www.artef.com

ART FORUM UTE BARTH

Galerie für Moderne & Zeitgenössische Kunst: Abben, Eitle-Vozar, Keller, Maier, Niederer, Plimpton, Trepp, von Kaenel, Wechsler
Kartausstrasse 8, 8008 Zürich, T 044 380 27 11
Di-Fr 11-18, Sa 11-15 und n.V.
info@utearth.com, www.utearth.com



SALVADOR DALÍ
«Peristence of Memory»,
Bronze, Height: 191 cm
GALERIE ALEXANDER E. RÄBER

ART SELECTION, HANS PETER & SUSANNE GILG

Junge, vorwiegend abstrakte Kunst - Kunsthandel
Aragó, Tinguely, van der Ster u.a.
Weinbergstrasse 93, 8802 Kilchberg, M 079 356 93 30
Nur nach Vereinbarung
artselection@bluewin.ch, www.artselection.ch

ART STATION ISABELLA LANZ

Galerie für zeitgenössische Kunst
Hochstrasse 28, 8044 Zürich, T 043 343 99 44
Mi-Fr 14-19, Sa 12-17 und n.V.
info@artstation-zuerich.ch, www.artstation-zuerich.ch

GALERIE SYLVA DENZLER

Galerie für zeitgenössische Schweizer Kunst
Gemeindestrasse 4, 8032 Zürich, T 043 268 43 83
Mi-Fr 14-18.30, Sa 14-16 und n.V.
galerie@sylva-denzler.ch, www.galerie-sylva-denzler.ch

DIERKING - GALERIE AM PARADEPLATZ

Gegenständliche Kunst mit Schwerpunkt Schweiz
Bleicherweg 3, 8001 Zürich, T 044 221 51 21
Di-Fr 12-18.00, Samstag und übrige Zeit n.V.
office@dierking.ch, www.dierking.ch

ELTEN & ELTEN

Zeitgenössische Kunst: Csuka, Gaul, Kober, Koshlyakov, Kowski, Lehmann, Raab, Riediger, Schröter, Sigg, Wilken, Wunderly, u.a.
Wilfriedstrasse 19, 8032 Zürich, T 044 260 53 30
Nach Vereinbarung
mve@mve.ch, www.mve.ch

FOXX GALERIE

Pop Art, 3-D Art, Comix Art, Animation Art: Berges, Döring, Götze, Kühn, Ramos, Rizzi, u.a.
Rämistrasse 33, 8001 Zürich, T 044 261 88 61
Mi-Fr 11-18.30, Sa 10.30-16 und n.V.
popart@foxxgalerie.com, www.foxxgalerie.com

GALERIE GMURZYNSKA

Klassische Moderne, osteuropäische Avantgarde der 1910er bis 1930er Jahre: Calder, Degas, Fontana, Kounellis, Malevich, Miró, Nevelson, Picasso, Rodchenko, Schwitters, Wesselmann, u.a.
Paradeplatz 2, 8001 Zürich, T 044 226 70 70
Mo-Fr 10-18, Sa 10-16
galerie@gmurzynska.com, www.gmurzynska.com

GALERIE ALEXANDER E. RÄBER

Arroyo, Berrocal, Gigliotti, Perl, Schmid, u.a.
Oberdorfstrasse 21/23, 8001 Zürich, T 044 262 06 00
Mo 13.30-19, Di-Fr 11-19, Sa 11-17 und n.V.
info@galerie-raeber.ch, www.galerie-raeber.ch

MARLENE FREI GALERIE & EDITION

Boeschstein, Bruhin, Cage, Filliou, Kapielski, Meyer, Noël, Roesch, Roth, Rothacher, Schmit, u.a.
Zwinglistrasse 36 (Hof), 8004 Zürich, T 044 291 20 43
Di-Fr 12-18.30, Sa 12-16
marlenefrei@bluewin.ch, www.marlenefrei.com

GALERIE PATRIK FRÖHLICH

Afrikanische und ozeanische Kunst
Obere Zäune 24, 8001 Zürich, T 044 242 89 00
Di-Fr 10-12, 14-18.30, Sa 11-16
patrikfroehlich@swissonline.ch, www.tribalart.ch

GALERIE HAAS AG

Alcaraz, Amiet, Bianchet, Bohnhoff, Braque, Derain, Fautrier, Gartner, Hodler, Ikemura, Kirchner, Klein, Kuehn, Mannel, u.a.
Talstrasse 62a, 8001 Zürich, T 043 497 20 26
Mo-Fr 10-12.30, 14-18 und n.V.
contact@galeriehaasag.ch, www.galeriehaasag.ch

HAUSER & WIRTH ZÜRICH

Bourgeois, Claibout, Graham, Heilmann, The Estate of Eva Hesse, Jackson, Kheodoori, Kuitca, Lassnig, McCarthy, Rist, Sala, Sasnal, Schlingensief, Signer, Smit, Thater, Thomkins u.a.
Limmatstrasse 270, 8005 Zürich, T 044 446 80 50
Di-Fr 11-18, Sa 11-17
zurich@hauserwirth.com, www.hauserwirth.com

HÄUSLER CONTEMPORARY

Internationale zeitgenössische Kunst: Fulton, de Ganay, Heilmann, Kiecol, Kowanz, Ledgerwood, Morris, Partenheimer, Reidl, Schuler, Signer, Sonnier, Turrell, u.a.
Stampfenbachstrasse 59, 8006 Zürich, T 043 810 04 26
Di-Fr 12-18, Sa 11-16 und n.V.
galerie@haesler-contemporary.com, www.haesler-contemporary.com

GALERIE CLAUDINE HOHL

Zeitgenössische Schweizer Kunst, konkret, abstrakt, figurativ, etablierte KünstlerInnen und Neuentdeckungen
Am Schanzengraben 15, 8002 Zürich, T 044 202 72 43
Mi und Fr 15-18, Sa 13-15 oder n.V.
claudinehohl@hotmail.com, www.galerieclaudinehohl.ch

J & P FINE ART

Meister der klassischen Moderne des 20. Jahrhunderts: Amiet, Chagall, Giacometti, Kandinsky, Matisse, Rodin, u.a.
Talstrasse 66, 8001 Zürich, T 043 344 89 70
Mo-Fr 9.30-12, 14-17.30 und n.V.
info@j-pfineart.com, www.j-pfineart.com

KARMA INTERNATIONAL

Zeitgenössische Kunst: Brzezanska, Ekblad, Hominal, Rosenkranz, Sauter, Tanaami, u.a.
Weststrasse 75, 8003 Zürich, T 043 535 85 91
Mi-Fr 12-18, Sa 12-16 und n.V.
info@karmainternational.org, www.karmainternational.org

GALERIE PETER KILCHMANN

Zeitgenössische Kunst: Alÿs, Bajevic, Bauer, Doherty, Jakob, Leutenegger, Macchi, Margolles, Marti, u.a.
Zahnradstrasse 21, 8005 Zürich, T 044 278 10 10
Di-Fr 10-18, Sa 11-17
info@peterkilchmann.com, www.peterkilchmann.com

KOLLER AUKTIONEN ZÜRICH

Alte und moderne Kunst, Antiquitäten, Asiatica, Schmuck
Hardturmstrasse 102, 8031 Zürich, T 044 445 63 63
Mo-Fr 9-12/13.30-18
office@kollerauktionen.ch, www.kollerauktionen.ch

GALERIE KORNFELD ZÜRICH

Klassische Moderne
Titlisstrasse 48, 8032 Zürich, T 044 251 03 60
Öffnungszeiten nach Vereinbarung
galerie@kornfeld.ch, www.kornfeld.ch

GALERIE LANGE + PULT

Bourgeat, Da Mata, Dussoix, Feuz, Mercier, Rittener, Reist, Schramm, Stoffel, Ullrich u.a.
Rämistrasse 27, 8001 Zürich, T 044 212 20 00
Di-Fr 11-18.30, Sa 11-17
info@langepult.com, www.langepult.com

KUNSTWARENHAUS NEUMARKT

Junge Nachwuchstalente der kulturellen Untergrundszenen Zürichs, Berlins und Londons
Neumarkt 6, 8001 Zürich, T 044 501 88 18
Di-Fr 11-18.30, Sa 11-17
info@kunstwarenhaus.ch, www.kunstwarenhaus.ch

LAZERTIS GALERIE

Bonfanti, Castellani, Dorazio, De Clercq, D'Oora, Di Robilant u.a.
Universitätsstrasse 9 + 21, 8006 Zürich, T 044 261 14 13
Di-Fr 12-18.30, Sa 12-16 und n.V.
www.lazertisgalerie.ch

MAI 36 GALERIE

Internationale zeitgenössische Kunst: Ackermann, Baldessari, Balkenhol, Fries, Maplethorpe, McBride, Mullican, Ruff, Weiner u.a.
Rämistrasse 37, 8001 Zürich, T 044 261 68 80
Di-Fr 11-18.30, Sa 11-16
mail@mai36.com, www.mai36.com

GALERIE MARK MÜLLER

Zeitgenössische Kunst: Bandau, Baudevin, Baumann, Boller, Brandmeier, Frei, Gritsch, Grosse, Hafif, Hollingsworth, Lieber, Marioni, Millar, Morellet u.a.
Hafnerstrasse 44, 8005 Zürich, T 044 211 81 55
Mi-Fr 12-18, Sa 11-16
mail@markmueller.ch, www.markmueller.ch

GALERIE ORLANDO GMBH

Klassische Moderne - Russische, osteuropäische, deutsche und schweizerische Avantgarde: Amiet, Barlach, Exter, Itten, Kirchner, von Jawlensky, Kljun, Larionow, Lissitzky, Macke, Malewitsch, Marc, Popowa, Puni, Rodtschenko, von Werefkin
Dreikönigstrasse 12, 8002 Zürich, T 043 497 24 82
Mo-Fr 10-12.30/14.30-18.30, Sa 11-16
galerie@orlando-gmbh.ch, www.orlando-gmbh.ch

GALERIE BOB VAN ORSOUW

Zeitgenössische Kunst: Akakçe, Akkerman, Araki, Eloyan, Moriyama, Neto, Opie, Schneider u.a.
Rainstrasse 36, 8038 Zürich, T 044 273 11 00
Only by appointment
mail@bobvanorsouw.ch, www.bobvanorsouw.ch

GALERIE FRANCESCA PIA

Bayrle, Dafflon, Decrauzat, Godinat, Grigely, Guyton, Koether, Serralongue, Shrigley, Tatham u.a.
Limmatstrasse 268, 8005 Zürich, T 044 271 24 44
Di-Fr 12-18, Sa 11-17
info@francescapia.com, www.francescapia.com

GALERIE EVA PRESENHUBER

Zeitgenössische Kunst: Aitken, Carron, Donnelly, Gordon, Handforth, Lord, Tim Rollins and K.O.S., Eva Rothschild, Shearer, Smith u.a.
Zahnradstrasse 21, 8040 Zürich, T 043 444 70 50
Di-Fr 10-18, Sa 11-17
info@presenhuber.com, www.presenhuber.com

ZÜRCHER GALERIE UND MUSEEN

GALERIE PROARTA AG

Klassische Moderne & zeitgenössische abstrakte Kunst: Arp, Calder, Delaunay, Francis, Honegger, Jenkins, Lohse, Knoebel, Komarin, Miró, Poliakoff, Shin, Tress, Voss u.a.
Bleicherweg 20, 8002 Zürich, T 044 202 02 02
Di-Fr 11-18, Sa 11-16
proarta@proarta.ch, www.proarta.ch

GALERIE RÖMERAPOTHEKE

Zeitgenössische Kunst: Cienski, Gähler, Gunstheimer, Kettner, Joly, Suerkemper, Villiger, Vanhöfen, Weihrach u.a.
Rämistrasse 18, 8001 Zürich, T 043 317 17 80
Mi-Fr 14-18.30, Sa 12-16
gallery@roemerapothek.ch, www.roemerapothek.ch

GALERIE ROSENBERG

Dufourstrasse 169, 8008 Zürich, T 044 311 79 52
Do-Fr 14-18, Sa 12-16 und n.V.
info@galerie-rosenberg.ch, www.galerie-rosenberg.ch

SAMSCHERRER CONTEMPORARY

Steinacher, Czerwinski, Salzmann, Muff
Kleinstrasse 16, 8008 Zürich, T 044 260 44 33
Do-Fr 14-18, Sa 12-16 und n.V.
art@samscherrer.ch, www.samscherrer.ch

ALEX SCHLESINGER

Anderes, Bittersohl, Fabrikant, Häsl, Hasse, Jaccard, Jenzer, Käser, Mars, Pocci, Tschudi, Weber, Winter u.a.
Tödlstrasse 48, 8002 Zürich, T 043 233 92 93
Do-Fr 13-18, Sa 12-16 und n.V.
info@galas.ch, www.galas.ch

SEMINA RERUM - IRÈNE PREISWERK

Malerei, Fotografie, Installation, Video: Fuchs, Danuser, Evers, Fujii, Good, Jedlicka, Kappeler, Steffensen, Strba, Varady, Widauer u.a.
Konkordiastrasse 13, 8032 Zürich, T 044 251 26 39
Nach Vereinbarung
mail@seminarorum.ch, www.seminarorum.ch

GALERIE NICOLA VON SENGER AG

Zeitgenössische Kunst - Fotografie & neue Medien: Ballen, Berkhemer, Breuning, Gelitin, Motti, Parr, Rodgers, Sala, Sassolino u.a.
Limmatstrasse 275, 8005 Zürich, T 044 201 88 10
Di-Fr 11-18, Sa 11-17
info@nicolavonsenger.com, www.nicolavonsenger.com

GALERIE ERICH STORRER

Zeitgenössische Kunst: Damisch, Egl, Horsky, Joy, MacKendree, Pils, Rotterdam, Wortelkamp
Scheuchzerstrasse 25, 8006 Zürich, T 044 362 73 14
Offen nach Vereinbarung
contact@galeriestorrer.com, www.galeriestorrer.com

THE TRACE GALLERY

Lowbrow, Pop Surrealism and Contemporary Art from outside the institutions
Militärstrasse 76, 8004 Zürich, T 044 240 00 60
Mi-Fr 11-19, Sa 11-17 und n.V.
info@thetrace.ch, www.thetrace.ch

GALERIE ANDRES THALMANN

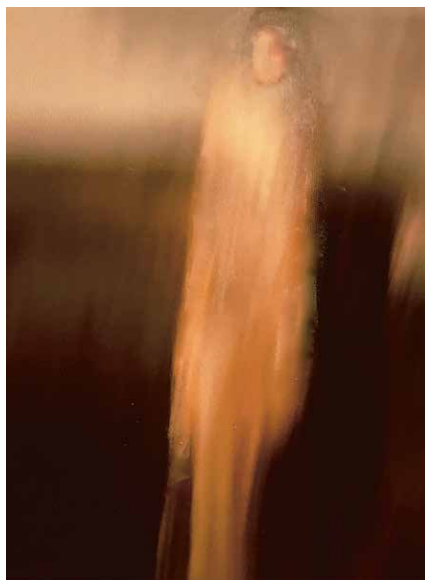
Internationale zeitgenössische Kunst sowie etablierte Schweizer Künstler und Jungtalente
Talstrasse 66, 8001 Zürich, T 044 210 20 01
Mo-Fr 11-18.30, Sa 11-16 und n.V.
galerie@andresthalmann.com, www.andresthalmann.com

ANNEMARIE VERNA GALERIE

Zeitgenössische Kunst nach 1960: Calderara, Christen, Egan, Flavin, Francisco, LeWitt u.a.
Neptunstrasse 42, 8032 Zürich, T 044 262 38 20
Mi-Fr 14-18.30, Sa 11-14
office@annemarie-verna.ch, www.annemarie-verna.ch

GALERIE VON VERTES

Klassische Moderne, Impressionismus, dt. Expressionismus, Ecole de Paris, Kunst nach 1945: Bonnard, Calder, Feininger, Giacometti, Hirst, Kandinsky u.a.
Bahnhofstrasse 16, 8001 Zürich, T 044 211 12 13
Ausstellungen n.V. geöffnet, Bürozeiten 10-18
info@vonvertes.com, www.vonvertes.com



Frank Joss,
Bretagne
GALERIE ALEXANDER E. RÄBER

VILLA GRISEBACH AUKTIONEN AG

Bahnhofstrasse 14, 8001 Zürich, T 044 212 88 88

FABIAN & CLAUDE WALTER GALERIE

Neue Tendenzen der internationalen Gegenwartskunst: Braas, Burkhard, Denzler, Hebeisen, Helbling, Huelin, Iinuma, Oppenheim, Stepanek, Maslin, Strba, Suermondt, u.a.
Rämistrasse 18, 8001 Zürich, T 044 440 40 18
Mi-Fr 14-18.30, Sa 12-16
galerie@fabian-claude-walter.com, www.fabian-claude-walter.com

GALERIE BRIGITTE WEISS

Zeitgenössische Kunst
Müllerstrasse 67, 8004 Zürich, T/F 044 241 83 35
Di-Fr 11-18, Sa 11-17
brigitteweiss@bluewin.ch, www.likeyou.com/brigitteweiss

WELTI MODERN ART

Kunst des 20. Jahrhunderts - Schweizer Kunst, Klassische Moderne, Internationale Kunst: Arp, Beckmann, Beuys, Braques, Chagall, Chillida, Derain, Dix, Giacometti, Kirchner, Moore, Picasso, Polke, Schmidt-Rottluff, u.a.
Mythenquai 20, 8002 Zürich, T 044 202 40 41
Offen nach Vereinbarung
galerie@rwma.ch, www.rwma.ch

GALERIE WIDMER AUKTIONEN AG

Papierarbeiten des 19. und 20. Jh. und Schweizer Kunst: Delacroix, Cézanne, Amiet, Giacometti, Vallotton, u.a.
Kirchgasse 33, 8001 Zürich, T 043 343 90 33
Mi-Fr 12-18 und n.V.
mschoeb@galeriewidmer.com, www.galeriewidmer.com

GALERIE & EDITION STEPHAN WITSCHI

Gegenwartskunst aus der Schweiz, USA & Afrika: Camenisch, Gudemann, Honegger, Kröning, Lee, Marty, Ott, Radelfinger, Schreiber, Witschi, Wyss
Zwinglistrasse 12 (Hof), 8004 Zürich, T 044 242 37 27
Mi-Fr 14-18, Sa 14-17
galerie@stephanwitschi.ch, www.stephanwitschi.ch

ANTIQUARIAT & GALERIE GERHARD ZÄHRINGER

Spezialgebiete: Kunstdokumentation, Oeuvre-Kataloge, Fotografie, Bibliophilie, illustrierte Bücher und Buchkunst des 20. Jahrhunderts, Handpressdrucke, Künstlergraphik, Mappenwerke, Zeichnungen, Bilder, japanische Farbholzschnitte
Permanent: Beyerle, Godel, Holländer, Mamtani, Naegeli, Schwarz, Zylla, u.a.
Froschaugasse 5, 8001 Zürich, T 044 252 36 66
Di-Fr 10-13, 14-18, Sa 10-16 und n.V.
zaehringer@sunrise.ch, www.zaehringer-zuerich.com

GALERIE ZIEGLER SA

Adler, Agam, Arp, Bill, Caro, Fedier, Gerber, Gugelmann, Held, Huot, Jensen, u.a.
Rämistrasse 34, 8001 Zürich, T 044 251 23 22
Mi-Fr 13-18, Sa n.V.
zi@galerieziegler.ch, www.galerieziegler.ch

MUSEEN UND AUSSTELLUNGSRÄUME

MUSEUM BELLERIVE

Seit 1968 Kunstgewerbeausstellung des Museums für Gestaltung Zürich, angewandte Kunst im Schweizer Unikat- und Kleinserienbereich
Höschgasse 3, 8008 Zürich, Di-So 10-17
www.museum-bellerive.ch

GRAPHISCHE SAMMLUNG DER ETH

Die Sammlung umfasst Druckgraphik alter Meister: von Schongauer, Dürer, Rembrandt, Piranesi bis Goya, Schweizer Druckgraphik und Zeichnungen des 19. und 20. Jahrhunderts: von Bernhard Luginbühl, Dieter Roth, Franz Gertsch bis Andy Warhol
Rämistrasse 101, 8002 Zürich, T 044 632 40 46
Mo-Fr 10-17, Mi 10-19
www.gs.ethz.ch

HAUS KONSTRUKTIV

Wechselausstellungen zu konstruktiver und konkreter Kunst
Selnaustrasse 25, 8001 Zürich, T 044 217 70 80
Di und Do-So 11-17, Mi 11-20
info@hauskonstruktiv.ch, www.hauskonstruktiv.ch

HELMHAUS

Zeitgenössische Kunst, hauptsächlich von Schweizer Künstlerinnen und Künstlern oder von Kunstschaffenden, die in der Schweiz leben
Limmatquai 31, 8001 Zürich, T 044 251 61 77
Di-So 10-18, Do 10-20
www.helmhaus.org

KUNSTHALLE ZÜRICH

Wechselausstellungen internationaler Gegenwartskunst
Limmatstrasse 270, 8005 Zürich, T 044 272 15 15
Di, Mi, Fr 11-18, Do 11-20, Sa-So 11-17
www.kunsthallezuerich.ch

KUNSTHAUS ZÜRICH

Bedeutendste Sammlung von Alberto Giacometti, mittelalterliche Skulpturen und Tafelbilder, niederl. und ital. Barock, Höhepunkte der Schweizer Malerei des 19. und 20. Jh. berühmteste Werkgruppe von Johann Heinrich Füssli und Ferdinand Hodler, der Zürcher Konkrete Richard Paul Lohse, junge Schweizer Künstler Pipilotti Rist, Peter Fischli, David Weiss. Internat. Schwerpunkte: Munch, Picasso, Kokoschka, Beckmann, Corinth, Monet, Rothko, Merz, Twombly, Beuys, Bacon, Baselitz
Heimplatz 1, 8001 Zürich, T 044 253 84 84
Di-Fr-So 10-18, Mi/Do 10-20, Montag geschlossen
www.kunsthau.ch

KUNSTRAUM WALCHETURM

Unabhängige Kunstplattform für nationale und internationale zeitgenössische KünstlerInnen
Kanonengasse 20, 8004 Zürich, T 043 322 08 13
Ausstellungen: Mi-Fr 14-18, Sa 14-17
www.walcheturm.ch

MIGROS MUSEUM FÜR GEGENWARTSKUNST

Limmatstrasse 270, 8005 Zürich, T 044 277 20 50
Di, Mi, Fr 11-18, Do 11-20, Sa und So 10-17
www.migromuseum.ch

MUSEUM FÜR GESTALTUNG ZÜRICH

Design, visuelle Kommunikation, Architektur, Fotografie, Kunst, Neue Medien
Toni-Areal / Pfingstweidstr. 96, 8005 Zürich, T 043 446 67 67
Di-So 10-17, Mi 10-20
www.museum-gestaltung.ch

MUSÉE VISIONNAIRE

Museum für Art Brut und Outsider Art
Predigerplatz 10, 8001 Zürich, T 044 251 66 57
Mo-Sa 14-18, jeden 18. im Monat von 18-22
www.museevisionnaire.ch

MUSEUM RIETBERG ZÜRICH

Kunst aus Asien, Afrika, Amerika & Ozeanien
Gablerstrasse 15, 8002 Zürich, T 044 206 31 31
Di-So 10-17, Mi und Do 10-20
www.rietberg.ch

SHEDHALLE ROTE FABRIK

Wichtiger Referenzpunkt einer experimentellen, gesellschaftskritischen und zeitgenössischen Kunstpraxis
Seestrasse 395, 8038 Zürich, T 044 481 59 50
Mi-Fr 13-18, Sa und So 12-18
www.shedhalle.ch

CB

CLINIC BELLERIVE



CLINIC BELLERIVE Surgery Laser Cosmetics
Bellerivestrasse 10, CH-8008 Zürich T. +41 44 211 01 10, clinic-bellerive.ch

BEI UNS HAT ZUKUNFT TRADITION.

WIE KÖNNEN WIR
AUCH MORGEN
FÜR SIE DA SEIN?

juliusbaer.com

